

**Benno Bronner**

**Herr von Syllabus**

**(1873)**

## Bedenkliche Dinge.

Der reiche Öconom, Herr Blasius Scheuermann, kam in ganz sonderlicher Stimmung aus der nahen Residenz nach Hause gefahren. Er war offenbar verdrießlich, aber noch mehr zerstreut. In der Kutsche ließ er nicht nur den Regenschirm, sondern auch die goldene Schnupftabakdose zurück; den Braunen, welcher ihn in munterem Trabe heimgebracht hatte, führte er anstatt zum Stalle zu der offenen Küchenthüre, so daß die stattliche Hausfrau, seine Gattin, die gerade am Herde stand, vor Befremden nicht wußte, was sie sagen sollte. Der Eheherr aber wurde über sein zerstreutes Wesen nur um so verdrießlicher, schalt barsch, daß der Knecht nicht zur Hand war, und als dieser endlich erschien, warf er ihm brummend den Zügel des Pferdes zu, und trat in's Wohnzimmer, wo ihm Friederike, seine blühende Tochter, umsonst mit dem freundlichsten Gesichte entgegenkam. Der sonst so gutmüthige, heitere Mann warf sich in den Sessel und verlangte einsilbig sein »Gutteh.« Sein Vater hatte seiner Zeit sein »Bieruhrenbrod« gegessen; aber man muß doch zeigen, daß man auf der Landwirthschaftsschule in Pflugfelden gewesen, und daß man auch in Beziehung auf das Vesperbrod dem Fortschritt huldige und der Culturgeschichte Rechnung zu tragen wisse. Deßhalb verlangte Herr Scheuermann mit Recht sein goûter.

»Was hat denn der Vater?« – fragte die Tochter in der Küche die Mutter, welche eben die fette Sahne für den Nachmittagskaffee in das altmodische, aber kostbare Porzellan goß.

»Ich weiß nicht« – war die Antwort. – »Er wird keine guten Geschäfte in der Residenz gemacht haben. Hat wieder mit Actien und Staatspapieren zu thun gehabt –«

»Die ihn noch zu Grunde richten werden« – sprach das Mädchen mit einer Bestimmtheit, welche Niemand aus ihrem großen milden Auge heraus gelesen hätte.

»Nun, Rike, davon verstehst du nichts« – versetzte die Mutter im Tone der Autorität und Erfahrung. »In Geldsachen kann man nicht alle Tage Glück haben. Die neue Creditbank trägt ihre guten Zinsen, und die zwanzig Procente von der Seidenspinnerei sind auch nicht zu verachten.«

»Aber die armen Arbeiter sind zu bedauern« – sagte die Tochter vor sich hin und seufzte.

»Rike sei mir nur nicht zu weichherzig und gleich so gerührt über fremdes Schicksal« – mahnte die Mama in ernstem Tone, aber ganz gut gemeint. »Wo kömmst du damit hin? Mach' es wie deine Mutter! Jeder Mensch braucht seine Rührung. Wenn ich sie nöthig habe, lese ich etwas Trauriges oder Entsetzliches. Du hast ja die »Gartenlaube,« die dein guter Vater für deine Ausbildung hält.«

»Zu meiner Ausbildung!« – wiederholte die Tochter, und die großen blauen Augen senkten sich mit vielsagendem Ausdruck auf den kalten Rehbraten, welchen sie eben für den Bedarf des väterlichen Vesperbrodes zusammen schnitt.

Es hatte dabei nämlich eine besondere Bewandniß. So sehr sich die Tochter sträubte, die »Gartenlaube« zu lesen, so unbeugsam bestand der gute Vater auf dem Abonnement. Er hatte für solche Dinge seine eigenen Autoritäten, von welchen er nicht leicht abzubringen war. Sein verehrter Nachbar, der Hüttenwerkbesitzer Hähnchen hatte ihn darüber in's Klare gesetzt, daß die »Gartenlaube« zum Gradmesser der Cultur eines gebildeten Hauses des neunzehnten Jahrhunderts gehöre; und Papa Scheuermann wollte durchaus diese Bildung in seinen vier Wänden haben.

»Punctum« – pflegte er zu sagen, und dann wußten Mutter und Tochter, daß das Urtheil des höchsten unfehlbaren Gerichtshofes gefällt sei, wogegen zu appelliren ein Unding gewesen wäre.

Herr Scheuermann saß unterdeß unwirsch in seinem Lehnstuhle im Wohnzimmer, und es wäre sehr Unrecht gewesen, der Ermüdung durch die kleine Reise oder etwa gar dem leeren Magen des Reisenden die Ursache dieser fortwährenden Mißstimmung beizumessen. Ermüdet war der Hausherr gar nicht; denn der Weg in die Stadt und zurück war eine sehr angenehme Spazierfahrt. Auch hatte er in der eleganten Restauration der fürstlichen Residenz gegenüber ein viel zu delicates Gabelfrühstück eingenommen, um jetzt, was man so sagt, vom Hunger geplagt zu sein. Außerdem hatte er alsbald nach den Zeitungen, welche vor ihm auf dem Tische lagen, gegriffen, und wie es schien, darin in ziemlicher Aufregung nach irgend einer Nachricht gesucht, ohne befriedigt zu werden.

Was aber bezüglich der bedenklichen Gemüthsstimmung des Herrn Scheuermann unbestreitbar den Ausschlag gab, und dieselbe gewissermaßen juristisch constatirte, war das nun einmal nicht wegzuleugnende Factum, daß er seine goldene Schnupftabakdose im Wagen hatte liegen lassen.

Nachdem er, noch verdrießlicher, alle Taschen betastet hatte, rief er mit einer Stimme, welche nichts weniger als rosige Laune verrieth.

»Nike! – Nike!«

Der blonde Kopf des Mädchens erschien an der halbgeöffneten Thüre.

»Meine Dose! – Sie liegt noch im Wagen! Ei, daß dich!« – –

Als die Tochter mit dem goldenen Schreine des narkotischen Pulvers erschien, und das Kleinod dem Vater mit anmuthigem Lächeln überreichte, hatte dieser nicht einmal Zeit, freundlich zu danken. Denn er hatte sich schon wieder in die Zeitungen vertieft, und suchte darin mit den Augen herum, als glaubte er, irgendwo gedruckt zu finden, daß er das große Loos gewonnen habe. Was Zeitungen angeht, war Herr Scheuermann entschieden auf der Höhe der Zeit. Er war der treue Abonnent der hervorragendsten liberalen Zeitungen der Hauptstadt, an welchen er lediglich zweierlei auszusetzen hatte, daß sie zu groß und der Druck zu klein sei. Nichtsdestoweniger las er sie mit der größten Geduld und Gewissenhaftigkeit. Ja, seine Geduld ging so weit, daß er die prächtigen Leitartikel, wenn sie in den Local- und Winkelblättern der Umgegend, die er natürlich ebenfalls hielt, nachgedruckt waren, mit derselben Andacht wieder las, womit er im Originale sie sich angeeignet hatte. Doch bleibt dabei im Zweifel, ob er stets und immer wußte, daß er zum zweiten Male die schönen Worte lese. Am Ende könnte selbst gefragt werden, ob er das überhaupt jemals wußte. Doch wir wollen der Bildung, und namentlich der politischen Bildung des Herrn Scheuermann nicht zu nahe treten, welcher nicht nur dem Casino im nahen Orte angehörte, und wirkliches, wenn auch nicht correspondirendes Mitglied des landwirtschaftlichen sowie des historischen Vereines war, sondern auch in dem Provinzialrathe saß und vor einiger Zeit selbst Landtagsabgeordneter gewesen war.

Die Eltern Scheuermanns waren Pächtersleute gewesen, welche so fleißig und umsichtig mit ihrem kleinen ererbten Vermögen wirthschafte-ten, daß sie, als der verschwenderische Gutsherr in Rückgang gerieth, und seine Ländereien nach einander unter den Hammer brachte, im Stande waren, das schöne Pachtgut zu ihrem Eigenthume zu machen. Der alte Scheuermann blieb aber sein Leben lang, was er als Pächter gewesen, ein einfacher, tüchtiger Landwirth vom alten Schroth und Korn. Nur darin zeigte er eine Schwäche, daß er, so sehr es ihm auch gegen die Natur ging, dem eigensinnigen Drängen seiner ehrenwerthen Eehälfte nachgab, und seinen einzigen Sohn auf eine Landwirthschaft- schule schickte. Nach seiner Ansicht war das Alles Flunkerei, und der Sohn konnte bei dem Großknechte die Öconomie viel besser lernen, als aus Büchern. Blasius bewies übrigens bald, daß er aus Büchern sehr we- nиг oder gar nichts lerne. Denn in keinem Fache wollte es mit dem jun- gen landwirthschaftlichen Candidaten vorwärts gehen. Nichtsdestowe- niger absolvirte er sämmtliche Curse, und kam als hochaufgeschlossener Bursche in flotter Studententracht nach Hause. Der Mutter lachte das Herz über die vortreffliche Erziehung ihres Sohnes; der Vater aber gab sich erst dann zufrieden, als er sich überzeugte, daß sein Blasius die Freude an der Landwirthschaft nicht verloren hatte, und nun als Schüler des Großknechtes bessere Fortschritte machte, als es in dem Institute der Fall gewesen war. Den gescheidtesten Streich seines Lebens – wir sagen, den gescheidtesten, um damit anzudeuten, daß er auch sonst nicht ge- rade auf den Kopf gefallen war und sein väterliches Erbe zu bewahren und zu vermehren verstand – machte der junge Scheuermann durch die Wahl seiner künftigen Lebensgefährtin. Frau Scheuermann junior war eine tüchtige Hauswirthin, fleißig und verständig, und hielt auf weibliche Zucht, wie es mehr das Herz, als die Erziehung ihr eingab. Das war auch ein großes Glück für die heranblühende Tochter Friederike, welche mit Fränzchen, ihrem jüngern Bruder, die ganze Nachkommenschaft des reichen Öconomen bildete.

Herr Scheuermann wäre ein kreuzbraver, practischer Landwirth geblieben, welchem es nicht allzuviel schadete, daß er auf der Land- wirthschaftsschule zu Pflugfelden nichts gelernt, oder die paar Brocken

sogenannter deutscher Bildung gründlich vergessen hatte. Aber der Landtag wurde ihm verhängnißvoll, wie dem Cäsar der Rubicon. Bis dahin hatte er sich mehr um Stall und Scheuer, Acker und Wald gekümmert, als um Zeitungen und Politik. Des Sonntags ging er, wie es der kleine Blasius von Großvaterszeit her nicht anders wußte, in die Kirche, und wenn er sich auch hin und wieder ein Wort über die Predigt des Pfarrers erlaubte, der nie fertig werden konnte, so geschah das in der ersten Ungeduld oder in aller Ehrerbietigkeit. Aber der Abgeordnete machte einen ganz anderen Menschen aus ihm. Nicht, daß er etwa die ermüdende Laufbahn eines Parlamentsredners betreten hätte und zum Demosthenes der Kammer geworden wäre. Sein Nachbar in der Kammer blieb einmal in der Rede stecken, fast ehe sie begonnen war; und das machte einen heilsamen Eindruck auf Herrn Scheuermann. Aber dieser erkannte plötzlich nicht nur, welche wichtige Person er geworden sei, sondern auch, war er für ein allseitiges Wissen besitze. Da gab es ein neues Steuergesetz, und er, als gewiegter Finanzmann, stimmte darüber, gleich einem Solon, ab; man gab ein neues Strafgesetz, und Herr Scheuermann machte, ohne die Carolina studirt zu haben, beim votiren von seinen gründlichen criminalistischen Kenntnissen Gebrauch; man errichtete verschiedene Kunstanstalten und wissenschaftliche Schulen, und er bewies beim Scrutinium, daß man auf der Landwirthschaftsschule zu Pflugfelden nicht blos die Düngertheorie lehrte, sondern auch Ästhetik nach Bischer; man berieth einige neue Eisenbahnnetze, und unser Öconom war über alle industriellen und commerciellen Fragen, welche dabei auftauchten, orientirt; man debattirte das Militärbudget, und er constatirte durch seine Stimme, daß er die neuesten Erfindungen der Artillerie ganz richtig beurtheilen, und über die Nothwendigkeit der Vermehrung der leichten Cavallerie so gut als irgend wer, auch wenn er von der Schlacht bei Leipzig an bei allen Schlachten des Jahrhunderts betheilt gewesen, mitberathen könne.

In einer Beziehung trat nunmehr eine sehr entschiedene Änderung in der Lebensweise des neuen Abgeordneten und späteren Provincialrathes ein. Er hatte früher, wir dürfen es uns nicht verheimlichen, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Zeitungswesen an den Tag gelegt, und es

mehr als einmal »dummes Geschreibsel« genannt. Von dem ersten Landtage kam er aber hierin eines Bessern belehrt nach Hause. Herr Scheuermann hatte seinen Fehler erkannt, und als ehrlicher, gerader Charakter bekehrte er sich sofort zu den erhabenen Principien der modernen Publicität, und schwang sich mit Hilfe der überaus tüchtigen Tagespresse der nahen Residenz in kurzer Zeit auf die Höhe der Bildung des neunzehnten Jahrhunderts. Eines bedauerte er dabei im Stillen gar oft, ließ aber seinen Gram vor Niemand, selbst nicht seiner Ehefrau, laut werden. Das Lesen, welches er seit jungen Jahren sehr wenig betrieben hatte, wurde ihm schwer, und es war ihm nicht selten eine geheime saure Arbeit, sich durch einen mit klingenden und polternden Fremdwörtern reichlich ausgestatteten Leitartikel durchzuarbeiten. Bei sich dachte er dabei an seine Mecklenburger Rappen, welche in einem Neugrund den Pflug ziehen mußten. Wenn er sich dann müde buchstabirt hatte, seufzte er wohl versthohlen über das so schöne und doch so schwere Loos eines Landtagsabgeordneten und Provcincialrathes. Aber in e i n e r Beziehung leistete er in den Zeitungen wirklich Vollendetes, in der musterhaften Genauigkeit nämlich, womit er sie sammelte und ordnete, als ob er sie zu einem Quellenwerke benützen wollte, obgleich er nie daran dachte, einen sauber mit Bindfaden versehenen Zeitungspack wieder zu öffnen. Beim Schnüren der Päckchen überkam ihn vielmehr immer ein wahres Feierabendsgefühl wie nach überstandener harter Arbeit. Dabei hatte er die Eigenheit, nie ein Zeitungsblatt weg zu leihen. Sobald es gelesen war, wurde es sorgfältig zu den Vornummern gelegt, und dieser Schatz treu behütet, bis es zu jener Feierabendsbeschäftigung kam. Dann wanderten die Päckchen in einen Speicherschrank, wo alle ihre Lügen, Widersprüche, Verläumdungen u. s. w. friedlich bei einander ausruhten.

Herr Scheuermann hatte eben wieder die Zeitung unzufrieden aus der Hand gelegt und machte sich mit etwas erheiterter Miene über den einladenden Rehbraten her, welchen ihm die Tochter in zierlichen Schnitten vorgesetzt hatte. Es schien ihm zu munden, und die Flasche Bordeaux that das Ihrige dazu. Aber zum Reden war der Hausherr kaum zu bringen. Höchst einsilbig schlürfte er mit Frau und Tochter den Caffee, und gab Beiden auf ihre gutgemeinten Fragen über die Residenz und ihre

Neuigkeiten nur kurzen, zerstreuten Bescheid. Die Tochter sah die Mutter ganz bedenklich an, und diese schüttelte verstimmt den Kopf. Als aber Herr Scheuermann, nach dem er den letzten Rest des arabischen Trankes hastig geschlürft hatte, abermals nach den Zeitungen langte, und jetzt gar die allergrößte ergriff, hinter deren mächtigen Spalten er im Lehnstuhle förmlich verschwand, da verließ die Gattin, halb ärgerlich und halb beunruhigt, das Zimmer, dessen Thüre sie mit einiger Demonstration hinter sich zuwarf. Nike jedoch setzte sich an's Fenster, und nahm schweigend ihr Nähzeug zur Hand, in welches sie bald ebenso vertieft erschien, wie der Vater in die Tagesfragen der Presse.

Plötzlich warf Herr Scheuermann die Zeitung weg, öffnete die Dose, nahm eine starke Prise, und sprach:

»Punctum!«

Erstaunt saß die Tochter nach ihm hin. Er ließ sie aber nicht lange in Ungewißheit.

»Der Großknecht soll kommen« – rief er in dem Tone eines Feldmarschalls, dessen Plänkler eben Fühlung mit dem Feinde erhalten. »Ist der Schäfer zu Hause?«

»Ich weiß es nicht« – sagte die Tochter.

»So sieh' nach!« war die Antwort des Hausvaters. – »Er soll ebenfalls kommen, und der Kutscher auch.«

Der Kutscher wurde im Hause nur bei feierlicher Gelegenheit so genannt. Denn seine eigentliche Stellung war die des Cincinnatus – hinter dem Pfluge. Die Tochter ahnte daher, daß etwas Wichtiges vor sich gehe, und eilte den väterlichen Befehl schnell zu vollziehen.

Die drei Würdenträger des Hauses, welche sich ihres Ranges gegenüber dem übrigen Gesinde wohl bewußt waren, erschienen bald: Hans, der Großknecht, an Sonn- und Feiertagen von dem Gebieter Jean genannt, Gregor, der Schäfer, welcher alle Gespenstergeschichten wußte und sich auf's Prophezeien verstand, und Philipp, der Pferdebändiger, welcher in der Voraussicht einer Staatsaction noch schnell seine hechtgraue Livree mit rothem Aufschlag angezogen hatte, wiewohl sie zur nicht mehr allzu blendenden Weiße des Hemdes und zum groben Leinzeug der Werktagshosen in malerischem Contraste stand.

»Also« – begann Herr Scheuermann sichtlich befangen, und dachte sofort an seinen unseligen Kammernachbarn, welcher den Anfang seiner Jungfernrede über die Tabakssteuer nicht mehr finden konnte.

»Also – – Punctum!«

Die drei Sterne erster Größe am Himmel der Scheuermann'schen Öconomie sahen sich verduzt an. Denn, wenn sie auch noch nie Zeugen einer besonderen Beredtsamkeit ihren Herrn gewesen waren, so hatten sie dennoch eine Rede von solcher lakonischer Meisterschaft, wobei die Peroration das Exordium fast überflügelte, aus dem Munde des Gebieters niemals gehört. Zugleich hatte sich auch eine Zimmerthüre im Rücken des Redners lautlos aufgethan, und Frau Scheuermann mit ihrer Tochter erschien als Publicum der Galerie bei dieser parlamentarischen Verhandlung, deren Debatte gleich anfangs sehr spannend anhub.

Wenn Herr Scheuermann auf der Landwirthschaftsschule nichts gelernt hatte, so hatte er auf dem Landtage doch wenigstens gelernt, welcher oratorischen Figur man sich bediene, wenn das verrätherische Gedächtniß den Redner im Stiche lasse, und derselbe stecken geblieben sei. Man räuspert sich. Also räusperte sich der gewesene Landtagsabgeordnete und wirkliche Provincialrath; und zwar war dies ein ausdrucksvolles, so zu sagen, autoritatives Räuspern, so daß sich der prophetische Schäfer unwillkürlich verbeugte, während der Großknecht seine Zipfelmütze fast erwürgte und Kutscher Philipp, der sich hinterm Pfluge stattlich wie jener alte Römer ausnahm, in aller Demuth die kreischenden rothen Rosen in der Tapete des Zimmers zu zählen begann.

Der Hausherr hatte, wie es schien, nur den ehrfurchtsvollen Bückling des Schäfers gesehen, und dieses unwillkürliche Zeichen der Unterwürfigkeit gab ihm das volle Bewußtsein seiner Würde zurück, welches er in jenem ersten Theile seiner Rede offenbar etwas verloren hatte.

»Nichts Neues, Jean?« – fragte er den Großknecht, welcher noch immer seine baumwollene Mütze strangulirte.

»Mit Verlaub, nein,« – erwiderte etwas verblüfft der Majordomus des Scheuermann'schen Reiches. Er merkte alsbald an seinem Namen, daß es sich, obwohl es Werktag war, um etwas Hochwichtiges handele.

»Und ihr« – fuhr Herr Scheuermann, zu den beiden andern gewendet, fort – »habt ihr nichts gesehen?«

»Gesehen?« – fragte der Schäfer. »Ich sah gestern Abend zwischen Elf und Zwölf am Friedhof einen feurigen Wolf.«

»Schafskopf! Mit Deinem Aberglauben!« – fiel ihm der Hausherr in's Wort, ohne sich übrigens in seinem Innern eines heimlichen Gruselns erwehren zu können. »Wie oft habe ich Dir nicht schon gesagt, mich mit deinen Altweiberflausen zu verschonen. Ich will wissen, ob Ihr nichts Verdächtiges gesehen. Punctum!«

»Verdächtiges?« – stotterte der Großknecht, welchen die Reden des Herrn immer mehr befremdeten.

»Den wüthenden Hund aus Herrn Hähnchens Fabrik haben sie gestern am Mühlsteg erschlagen« – berichtete der Cincinnatus in der Kutscherlivree.

»Bleibt mir mit euren wüthenden Hunden und feurigen Wölfen vom Leibe!« – rief fast selber wüthend Herr Scheuermann und setzte die goldene Dose etwas unsanft auf den Tisch. »Punctum! Wissen will ich, ob sich kein verdächtiges Gesindel auf dem Gute gezeigt hat.« –

»Seit den Zigeunern und seit den Comödianten, welche im Dorfe ihr närrisches Zeug aufführten, hat sich nichts gezeigt« – versicherte der Großknecht.

»Gestern führten die Landjäger zwei zerrissene Vagabunden durch den Wald« – meldete der Schäfer.

»Ja! Da liegt der Hase im Pfeffer« – sprach der Gutsbesitzer, und kratzte sich ungeduldig hinter den Ohren.

»Welcher Hase?« – frug Philipp, und sah den Gebieter groß an.

»Stockfisch!« – war die nicht sehr freundliche Antwort des Herrn Scheuermann. »Punctum! Es gibt auch noch andere Strolche – im feinen Rock, mit schwerer Uhrenkette.«

»Uhrenkette!« – rief der Schäfer. »Da geht mein Traum aus. Ich sah heut Nacht – so gegen die Drei –«

»Punctum!« – schrie jetzt Herr Scheuermann in der Tonstärke eines Sängers, welchem die ästhetische Aufgabe geworden ist, ein Wagnerisches Orchester zu überbieten. »Man hört von allen Seiten von Dieb-

stählen, und die Straßenräuber schießen aus den Chausseegräben wie Spargeln auf. Man muß deßwegen die Augen aufmachen – verstanden?«

–

Das Triumvirat nickte mit Verständnis.

»Die Gartenthüre schließen, und das Scheuerthor« –

Die gehorsamen Verbeugungen wurden noch tiefer.

»Gehörig umsehen auf dem Felde, Gregor!« –

»Umsehen« – sagte der Schäfer ehrerbietig, und hätte so gerne einen andern Traum erzählt.

»Auf dem Dachboden nachschauen, Hans!«

»Freilich!« – erwiderte dieser, obschon ihm der Hausherr immer wunderlicher vorkam.

»Das Hofthor wird bis auf Weiteres um sieben Uhr geschlossen, Philipp! Punctum.« –

So schloß Herr Scheuermann die Verhandlung mit seinen Dienern, welche alsbald verlegen das Zimmer verließen. In der Gesindestube streckten sie noch lange die Köpfe zusammen. Namentlich gab ihnen der Befehl, jetzt am Ende des Sommers das Hofthor noch bei hellem Tage zu schließen, viel zu denken. Lange würden die Drei sich noch mit einander verwundert haben, wenn nicht der Schäfer abermals einen Traum hätte erzählen wollen. Da flüchtete sich Philipp in den Stall, und Hans zu den Dreschern in die Scheune.

Frau Scheuermann war mit ihrer Tochter zu dem Gemahl getreten, welchem in Folge der angestregten oratorischen Thätigkeit die hellen Tropfen auf der heißen Stirn perlten. Aber umsonst bemühte sie sich, von ihm Aufschluß über diesen officiellen Auftritt zu erhalten, wodurch das reizend und friedlich gelegene Hofgut gleichsam in Belagerungszustand versetzt worden war. Papa Scheuermann beugte sich zwar in der Regel, und vielleicht, ohne daß er sich selbst darüber Rechenschaft gab, dem Pantoffel, welchen seine Enehälfte mit Würde und Ausdauer als Friedensscepter zu führen verstand. Aber heute zeigte der Hausherr wiederum einmal, daß er diesen Namen nicht immer als leeren Ehrentitel führen wolle. Je mehr die Regentin des Hauses, welche solchen Widerstand nicht anerkennen wollte, in ihn drang, desto einsilbiger wurde der

unbegreifbare Mann. Die ruhigen Bitten der Tochter halfen geradezu gar nichts. Als endlich die aufgeregte Hausfrau umsonst die Androhung von Nervenzufällen in's Treffen geführt hatte, und nunmehr mit Zuversicht zu den letzten, stets siegreichen, Waffen griff – zu den Thränen: da mußte sie zu ihrem unsäglichen Schrecken und Ärger erfahren, daß diesmal auch dieses kostbare Naß nicht fruchtete.

»Punctum!« – sagte der einstige Landtagsabgeordnete, und Frau Scheuermann verließ in stiller Entrüstung das Wohnzimmer.

## Lustige Vögel.

Herr Scheuermann hatte am Morgen des Tages dessen Abend ihn in so sonderbarer Stimmung zu Hause fand, seine Geldgeschäfte in der Residenz bald mit gutem Erfolge beendigt. Daher hielt er sich für verpflichtet, den Stand der reichen Öconomen und namentlich die Würde der Provincialräthe in der Hauptstadt des Landes auch würdig zu vertreten. Diese Repräsentation, welche ihm fast als ein hochwichtiger politischer Act erschien, konnte aber keinen besseren Ausdruck finden, als ein leckeres Gabelfrühstück mit feinem Weine in der ersten Restauration der Residenz. Zu Hause aß Blasius Scheuermann, wie er es von seinen Eltern ererbt hatte, noch ganz vernünftiger Weise um Mittag wirklich zu Mittag. Denn alte Gewohnheiten sind zähe, und wo gar der liebe Magen im Spiele ist, zieht der Fortschritt leicht den kürzeren. In der Residenz aber stand der Provincialrath Scheuermann stets auf der Höhe der Zeit. Er würde es als einen förmlichen Verrath an seiner eigenen Bildung angesehen haben, wenn er um Mittag nicht das Frühstück genommen, und Abends zu Mittag gespeist hätte.

Als er in die Restauration eintrat, waren gegen sein Erwarten die Tische noch nicht gefüllt. Er wußte nicht, daß heute die erste Hofjagd war, und ein nicht geringer Theil der noblen Stammgäste dieser Wirthschaft daran Theil nahm. Unserem Gutsbesitzer war dies nicht besonders angenehm; denn wenn er ein Demonstrationsgabelfrühstück nehmen wollte, beseelte ihn natürlich auch der Wunsch, dabei gesehen zu werden. Le-

diglich für den eigenen Magen war doch eine solche Ausgabe zu groß; nur ein höherer Zweck konnte einen solchen verschwenderischen Posten im Budget des gewesenen Landtagsmitgliedes rechtfertigen. Da er übrigens an einem Tische nahe dem Fenster zwei Herren von feinem Äußern in lebhaftem Gespräche bei einer Flasche bemerkte, so nahm er an derselben Tafel Platz, und ließ sich so nieder, daß er beim Abgange weiterer Gäste in der Restauration doch wenigstens von dem draußen vorübergehenden Publicum bei seiner officiellen Action gesehen werden konnte.

Der eine der Herren trug die Husarenuniform; der kecke Schnurrbart paßte trefflich zu den dunkeln blitzenden Augen. Der zweite Herr, in Civilkleidung, war bleich, mit hoher kahler Stirne; aber die leibhaftige Ironie saß ihm in den Mundwinkeln, und verrieth, daß er die Welt weitmehr mit Laune als mit Ärger ansah. In der That waren die beiden jungen Männer in der Stadt als die witzigsten bekannt, und man erzählte ebenso gerne von ihren verübten tollen Streichen, als man sich vor ihren angezettelten Plänen fürchtete. Um dieses doppelte Spinnengewebe begann die unschuldige Fliege vom Lande zu flattern, als Herr Blasius Scheuermann den kühnen Gedanken faßte, sich an denselben Tisch zu setzen.

Schon an der Art und Weise, wie Herr Scheuermann die Weinkarte studirte, erkannte mit einem Blick der Husarenoffizier, aus welcher Schichte der Gesellschaft sein Tischnachbar, der so höflich begrüßt hatte, in diese Restauration emporgestiegen sei; und sein Freund, der Journalist, war seines Mannes alsbald sicher, nachdem er gesehen hatte, wie sich Herr Scheuermann mit derselben Würde in seine Serviette wickelte, wie der sterbende Cäsar in die Falten der Toga.

Die Unterhaltung der beiden jungen Männer war bisher, wie es schien, eine ernstere politische gewesen. Auch die unvermeidlichen kirchlichen Fragen wurden berührt, wie es in einer Zeit nicht mehr anders möglich ist, wo die Zeitungsspalten zu dogmatischen Lehrbüchern, und die Parlamentstribünen zu Kanzeln werden. Papst und Bismarck, Syllabus und Kaiser, Unfehlbarkeit und Nationalkirche kamen in lebendiger Wechselrede zur Sprache, und man konnte den zwei disputirenden Herren Geist und Kenntnisse nicht absprechen, wenn man auch nicht

allen ihren Behauptungen beizupflichten vermochte. Einem scharfen Beobachter hätte auch nicht entgehen können, daß durch das Freundschaftsverhältniß, welches zwischen ihnen offenbar bestand, die Weltanschauung des einen mit jener des Anderen nichts weniger als ausgeglichen war. Von allen geflügelten Worten, welche hier fielen, faßte aber das aufmerksame Ohr des Öconomen, während er sich mit den Präliminarien seines Gabelfrühstücks beschäftigte, namentlich eines auf. Es war ein Wort, welches ihm im Stillen schon viel zu schaffen gemacht hatte, ohne daß er sich darüber in's Klare zu setzen vermocht hätte. Vergeblich hatte er es wiederholt in seinem großen, aber etwas älteren Fremdwörterbuche aufgesucht; das Wort fand sich nicht. Zwar hätte er den jungen Pfarrvicar, welcher seinem Söhnchen Franz die lateinischen Declinationen beibrachte, über dieses räthselhafte Wort befragen können. Aber seine Stellung als Provincialrath schien ihm mit einem solchen Recurse an den Hauslehrer unvereinbar. Nachbar Hähnchen, der Großfabricant, hatte ihn schon verschiedene Male in Versuchung gebracht, um eine Erklärung über dieses Wort zu bitten. Denn wenn der liberale Fabricant auf sein Steckenpferd zu sitzen kam, und über Politik sprach, als hätte er eben wieder den neuesten Leitartikel seines Leiborganes auswendig gelernt, so kam nicht selten dieses geheimnißvolle Wort über seine Lippen; und dann sprach er es stets mit einem solchen oratorischen Accente der Verachtung aus, daß Herr Scheuermann hinterher für sich sehr häufig die Probe anstellte, ob er es mit dem nämlichen wegwerfenden Tone bei der nächsten Sitzung der Provincialräthe anzubringen vermöchte. Aber die Sache hatte doch immer einen bedeutenden Haken; denn was nützte der schönste declamatorische Ton, wenn die Bedeutung des merkwürdigen Wortes im Dunkeln lag? Was aber würde der gebildete Herr Hähnchen gedacht haben, wenn sein Nachbar durch eine Frage seine Unwissenheit verrathen hätte? So trug denn Blasius Scheuermann seinen Zweifel in stummer Resignation im Herzen, und entschloß sich, zu warten, bis sich irgend wo eine passende Gelegenheit ergeben würde. Jetzt schien er sie gefunden zu haben: denn er hörte das fatale Wort wiederholt von den beiden Herren aussprechen.

– »S y l l a b u s !« – Sollte er nicht endlich Gelegenheit finden, hier und zwar incognito es herauszukriegen, was denn dieser Syllabus sei?

Mit einem Vorgefühle naher Befriedigung machte er sich an seine Beefsteaks, und goß mit fast triumphatorischer Miene den duftenden Rheinwein in den grünen Römer.

Die Unterhaltung der beiden jungen Herren hatte aber plötzlich eine ganz unerwartete Wendung genommen. Von der Politik kam man in das Criminalfach, und der Offizier erzählte einen haarsträubenden Raubanfall, dessen Opfer ein Gutsbesitzer aus der Umgegend der Residenz fast vor deren Thoren geworden wäre. Der Journalist wußte eine zweite fast noch grausenerregendere zu erzählen, von welcher er heute frühe gehört haben wollte. Und als der Husar mit funkelnden Augen die dritte Räubergeschichte begann, welche an hellem Tage mitten auf dem Platze der Residenz spielte, war Herr Scheuermann, die beiden Hände mit Messer und Gabel bewaffnet, schon näher zu den beiden Erzählern herbei gerückt, und hatte Essen und Trinken völlig vergessen.

»Aber, verzeihen Sie!« – fiel der Öconom in einer spannenden Pause ein, welche der junge Offizier zu machen wußte, indem er sich den Schnurrbart drehte – »Verzeihen Sie! – die Polizei?« –

»Ach was, die Polizei!« – rief der Journalist – »was vermag die Polizei gegen solche wirklich künstlerisch durchgebildete Spitzbuben, welche zugleich eine vollständig organisirte, weit verzweigte Bande bilden!«

Sodann fuhr der Husarenoffizier fort, das unheimliche Abenteuer auszu erzählen, dessen letzte peinliche Scene abermals bei einem Gutsbesitzer in der Nähe der Residenz spielte.

»Man meint wirklich, daß es diese Strolche auf die Öconomen abgesehen haben« – sagte Herr Scheuermann, und versuchte zu lachen, indem er mit der Serviette nicht nur den Mund, sondern auch die Stirne abwischte, welche ihm warm zu werden begann.

Die beiden jungen Männer hatten in wenigen Augenblicken ein See- lengeheimniß des ehrenwerthen Herrn Scheuermann erlauscht, was zu Hause noch Niemand recht inne geworden war, ausgenommen seine Eehälfte, Frau Scheuermann. Der Herr Provincialrath war furchtsam

wie ein Hase, so gut er das auch im gewöhnlichen Leben zu verheimlichen verstand.

»Ja!« – sprach der Journalist, und stocherte sich die Zähne aus mit vorgehaltener Hand, um sein Lachen zu verbergen. – »Das will ich meinen. Sagt man sich doch, daß diese Kerle sich hauptsächlich auf das Studium der reichen Pächtershöfe und der stattlichen Landhäuser verlegt haben.«

»Erst dieser Tage las ich noch« – sagte der Husarenoffizier, indem er den Wein mit aller Gemächlichkeit aus der Flasche in sein Glas rinnen ließ – »daß man in der Tasche eines dieser blutdürstigen Gauner eine förmliche geographische Karte der Villen und Landgüter rings um die Residenz gefunden habe.«

»Schrecklich!« – stöhnte Herr Scheuermann.

»Furchtbar!« – seufzte der Journalist.

»Danken Sie dem Himmel« – fuhr der junge Offizier mit ernster Miene zu dem Öconomen gewendet fort – »daß Sie in der Residenz, und hoffentlich in einer recht belebten, gasbeleuchteten Straße wohnen, mein Herr!«

»Ich?« – seufzte Blasius Scheuermann. »Leider« –

»Wie? Leider!«

»Ach ja!« – versetzte der geschlagene Mann – »Ich wohne ja gerade draußen auf dem Lande!«

»Sie Ärmster!« – rief der Journalist, und es zuckte eigenthümlich in seinen Mundwinkeln.

»Sie wohnen wirklich auf dem Lande?« – frug mit der Stimme herzlichen Mitleidens der Husar. »Und am Ende gar ganz einsam?«

»Das wohl nicht!« – erwiderte der Öconom, und schöpfte aus seinen eigenen Worten gleichsam Beruhigung. – »Mein Haus steht nahe bei dem Dorfe.«

»Da möchte ich Ihnen aber doch unmaßgeblich rathen« – flüsterte der Journalist in vertraulichem Tone – »sich mit einem zwölfläufigen Revolver zu versehen.«

»Meinen Sie?« – ächzte Herr Scheuermann.

»Ja, ganz gewiß!« – rief der Offizier. »Wir haben eine schlechte Justiz. Ich scheue mich nicht, es geradezu herauszusagen. Da lobe ich mir doch noch das finstere Mittelalter. Es mag eine Zeit gewesen sein, wo es überall von Räubern und Zigeunern wimmelte, wie im Frühjahr von Maikäfern. Aber man hatte auch eine prompte Justiz und machte mit den Strolchen nicht lange Federlesen.«

»Wir haben doch ein ganz vortreffliches neues Strafgesetzbuch zu Stande gebracht« – meinte Herr Scheuermann, welcher mitten in seiner Angst doch nicht seinen würdevollen Sitz im Landtag bei den criminalistischen Verhandlungen vergaß.

»Mag sein!« – antwortete der Offizier. »Aber mir kommt es vor, als ob die jüngsten Gesetzgeber einen ganz erstaunlichen Respect vor den Spitzbuben an den Tag legten, und es durchblicken ließen, daß sie von dem Recht und der Pflicht der Obrigkeit, die armen Sünder zu bestrafen, selbst nicht ganz überzeugt wären. Sonst sprach man von dem Schwerte, das die Obrigkeit führt, und die Gerechtigkeit trug es blank in der Hand. Jetzt läßt man es dieser zwar; aber man gibt ihr die Scheide dazu, und sie muß es einstecken.«

Der Journalist lachte, und der arme Herr Scheuermann hätte gern mitgelacht; aber er gurgelte in seiner Angst nur einige Töne hervor.

»Ja, um wieder auf diese Fra Diavolo's und Rinaldo Rinaldini's zu kommen« – sagte der Husar und strich sich mit neuem Behagen den Schnurrbart. »Es sind darunter verteufelte Burschen, und ich hätte nichts dagegen, wenn man einmal einen Streifzug, einen flotten Guerrillaskrieg, gegen sie in Scene setzte. Ich glaube, sie schlügen sich, wie jene italienischen Banditen.«

»Den Fra Diavolo kenne ich aus der Oper« – sagte Herr Scheuermann, und suchte sich mit diesem Worte als Kunstliebhaber vorzustellen.

»Und den Rinaldo Rinaldini kennen Sie nicht?« – fragte mit pathetischem Erstaunen der Journalist. – »Haben Sie den unsterblichen Roman »Rinaldo Rinaldini, der edle Räuberhauptmann,« nicht gelesen?«

»Steht er vielleicht in der Gartenlaube?« – fragte etwas kleinlaut der Öconom.

Der Husarenoffizier stürzte rasch ein Glas hinunter, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen. Der Journalist verzog kaum den Mund, und sprach fast feierlich:

»Italien ist jedenfalls das eigentliche Stammland der Straßenräuber. Nur zeichnen sich dieselben durch eine gewisse Poesie aus, wodurch sie alsbald zum Helden eines dreibändigen Romans oder zum ersten Tenoristen einer fünfactigen Oper werden können!«

»Ja, Italien!« – sagte Herr Scheuermann und zog seine Stirne in politische Falten. – »Das arme Land! Was wird noch aus ihm werden?« Er wäre froh gewesen, wenn das Gespräch eine andere Wendung genommen und er nichts mehr von den entsetzlichen Räubern gehört hätte.

»Italien!« – sprach der Journalist unerbittlich, und seine sonore Baßstimme klang immer tiefer und tragischer. »Es gebar uns den Fra Diavolo, den Rinaldo Rinaldini und den Garibaldi; es schickte uns die Catalani, die Taglioni« –

»Und den Syllabus« – ergänzte der Husar und lachte laut auf.

Herr Scheuermann fuhr wie elektrisiert in die Höhe. Sein von Räubern bedrohtes Eigenthum war für den Augenblick vergessen, und es beschäftigte ihn nur der Gedanke, ob er vielleicht jetzt die Lösung dieses seines alten Räthsels finden könne. In seiner Schlauheit glaubte er den richtigen Weg gefunden zu haben.

»Ach ja der Syllabus! – Ei, dieser Syllabus!« – murmelte er deutlich genug vor sich hin, und trommelte mit beiden Händen auf der Tafel den vaterländischen Zapfenstreich.

Die Telegraphendrähte aus den lustigen Augen des Offiziers spielten abermals in der Richtung nach den boshafte des Journalisten.

»Kennen Sie den Syllabus?« – fragte der Journalist, und seine Blicke schienen in den Hirnkasten des Herrn Scheuermann dringen zu wollen.

»Ja wohl! Natürlich!« – entgegnete dieser und trommelte crescendo weiter.

»Seit wann?« – lautete die lauernde Gegenfrage.

»Hm, hm« – ließ sich der Provincialrath vernehmen, und trommelte ein solches Fortissimo, daß die Gläser und Teller auf dem Tische klirrten.

Der Offizier faßte Herrn Blasius einige Secunden ebenfalls fest in's Auge. Dann blitzen die Husarenaugen keck, und er platzte mit der Frage heraus: »Haben Sie den Herrn schon gesehen?«

»Welchen Herrn?« – fragte etwas verlegen der Öconom, und der laute Zapfenstreich verstummte.

»Nun, den Herrn von Syllabus« – sagte mit der ernsthaftesten Miene von der Welt der Journalist.

»Das gerade noch nicht« – war die kleinlaute Antwort des Herrn Scheuermann.

Mit diesen Worten aber hatte sich der Arme gleichsam hülflos in die Hände seiner boshaften Tischgenossen geliefert, und wurde das bemitleidenswertheste Opfer seiner unglücklichen Zeitungsleserei und seines harmlosen Dünkels. Kaum war nach diesem Geständnisse unseres Provincialrathes eine halbe Stunde vergangen, als ihm die beiden losen Vögel gründlich die höchst merkwürdige Biographie des Gauners beigebracht hatten, welcher seit geraumer Zeit unter dem Namen eines Herrn von Syllabus durch Deutschland vagabundire, und die größten Schelmenstreiche ausgeführt habe. Die beiden Freunde übertrafen sich förmlich in der improvisirten Erfindung von Abenteuern und Anekdoten dieses großartigen Schwindlers. Dabei vergaß es der Husar nicht, dem aufmerksam zuhörenden Öconomem ein genaues Signalement dieses Betrügers mitzutheilen, welches er sich notirt haben wollte; und der Journalist war boshaft genug, ihm im Vertrauen zu eröffnen, was er von einem Freunde auf dem Polizeibureau der Residenz vor wenigen Tagen gehört habe. Dieser Nachricht gemäß unterlag es nicht dem geringsten Zweifel, daß jenes gefährliche Subject, welches bis jetzt immer den Händen der Justiz zu entschlüpfen verstand, sich gegenwärtig in der Umgegend der Residenz herumtreibe, und es namentlich auf die reichen Gutsbesitzer auf dem flachen Lande abgesehen habe.

Als der grausame Journalist das Wort »Gutsbesitzer« aussprach, erbleichte der Öconom. Aber ihm blieb doch so viel Fassung, den freundlichen Offizier nochmals um das Signalement des Herrn von Syllabus zu bitten, damit er sich die nöthigen Notizen darüber in sein Taschenbuch mache.

»Haare pechschwarz, Augen schielend, Nase den Augen proportionirt« – dictirte der Husar mit der Miene eines in dieser Kunst erfahrenen Polizeimannes aus seiner Briefftasche.

»Nase den Augen proportionirt« – schrieb Herr Scheuermann ein; und der Journalist zählte die orthographischen Böcke, welche er allein in diesem letzten Worte schoß.

»Gesichtsfarbe bleich« – fuhr der Offizier fort. »Statur von mittlerer Größe, ist modisch gekleidet und trägt eine goldene Brille und schwere goldene Uhrenkette«.

»Ich kann das« – sagte Herr Scheuermann, indem er seine Briefftasche einschob, – »bei nächster Gelegenheit dem Ortsbüttel und dem Feldschützen mittheilen. Aber wie schreibt sich denn eigentlich dieser fürchterliche Mensch?« fragte er weiter

»So weit ist die Polizeikunst in dieser Sache noch nicht vorangekommen« – versetzte der Husar und zuckte die Achseln. »Eines bleibt gewiß: er kommt aus Italien.«

»Darum vergessen Sie nicht den zwölfläufigen Revolver« – ermahnte mit tragischer Baßstimme der Journalist.

»Werden vorläufig nicht zwei Doppelflinten und eine Pistole nebst Hirschfänger ausreichen?« – fragte beklommen der arme Gutsbesitzer.

»Vorläufig schon!« – beruhigte der Journallist. »Aber Vorsicht, mein Herr, Vorsicht!«

»Ergebenster Diener« – entgegnete Scheuermann und bebt.

Rasch zahlte er die teure Zeche, dankte verbindlich den freundlichen Tischnachbarn für ihre Aufklärungen, und wußte selbst nicht, wie er in seinen Wagen kam. Zum Glück errieth der Braune, daß es nach Hause gehe, und fand den richtigen Weg zum Thore der Stadt. Erst draußen im Freien faßte Herr Scheuermann fester die Zügel und schwang die elegante Peitsche über der flatternden Mähne des treuen Thieres, welches den sorgenbeschwerten Herrn in raschem Trabe nach Hause brachte. –

»Aber heute hast du dich selbst übertroffen« – sagte der Offizier zum Freunde, als der Öconom die Restauration verlassen hatte.

»Soll ich das Compliment zurückgeben?« – entgegnete der Journalist. »Was lernt man nicht eben beim Zeitungsschreiben!«

»Ein kostbares Exemplar, dieser Öconom! Man hätte sich seine Photographie ausbitten sollen!« – fuhr der Offizier fort.

»Aber sollte man denn meinen,« – rief der Journalist aus – »daß es solche Käuze geben könne!« –

»Bei dem hohen Stande der Bildung unseres Jahrhunderts« – declamirte im feierlichen Tone der Husar.

»Nun, eine solche idyllische Ignoranz ist denn doch etwas stark« – versetzte der Andere.

Der Husar lachte wieder laut auf.

»Wann werde ich dich gründlich von deiner Begeisterung für das selbstbewußte neunzehnte Jahrhundert curirt haben?« – fragte er.

»Solche Begegnungen vermöchten es am Ende« – meinte der Journalist.

»Glaubst du nicht,« – rief der junge Soldat, und seine Augen leuchteten – »daß man unseren Öconomen dahin bringen könnte, den Syllabus wirklich geknebelt der Residenzpolizei auszuliefern?«

»Toller Mensch!«

»Was gilt die Wette? – Hundert Ducaten?« –

»Weißt ja nicht einmal den Namen deines Opfers!« –

»Der wird in wenig Stunden ermittelt sein« – versetzte der Offizier.

»Und dann?«

»Dann verpflichte ich mich« – sagte der Husar – »unseren Dorfkrösus innerhalb sechs Wochen dahin zu bringen, daß er den Syllabus« –

»Gräßlicher Wahnwitz!«

»Das heißt« – fuhr der Offizier fort – »den Herrn von Syllabus in der Gestalt eines wirklichen oder erdichteten Vagabunden« –

»Dessen Rolle du vielleicht selber übernehmen würdest« – fiel der Journalist ein.

»Gleichviel!« – rief der Husar. »Mein Öconom wird innerhalb sechs Wochen den Syllabus geknebelt der hiesigen Polizei ausliefern. Was gilt die Wette?« –

»Und die Bedingungen?« –

»Hundert Ducaten, wer verliert, und unbeschränkte Benutzung deiner Zeitung!« –

»Preßpolizeiliche Rücksichten vorbehalten!« –

»Meinetwegen! Schlägst du ein?« –

»Topp! Hundert Ducaten.« –

Das war das verhängnisvolle Abenteuer, welches Herr Scheuermann in der Residenz zu bestehen hatte. Kein Wunder, daß er nicht in der besten Laune nach Hause kam, und seinen Dienstboten jene Aufträge ertheilte, welche die Neugierde seiner Frau in so hohem Maße erregten.

Daß das Siegel des Geheimnisses noch spät am Abend, als der Öconom mit seiner Frau allein war, gebrochen wurde, versteht sich von selbst. Frau Scheuermann drang dermaßen auf den wortkargen Ehemann ein, daß er am Ende dem drohenden zweiten Thränenerguß nicht zu widerstehen vermochte. Aber er blieb immer noch zurückhaltend. »Denn« – pflegte er zu sagen – »es taugt nicht, wenn die Weiber Alles wissen, und damit Punctum.« – Insbesondere aber fürchtete er die Redefertigkeit seiner Frau in dieser Sache fast eben so sehr, wie den Herrn von Syllabus. Denn das war ihm klar, daß man solchen Gaunern gegenüber mit einer gewissen List operieren müsse. So erzählte er zwar seiner Frau in aller Offenheit, was er von den beiden Herren in der Residenz über die jüngsten Criminalfälle und die gegenwärtige Unsicherheit der Gegend gehört hatte. Wie er aber über den so oft in den Blättern genannten Syllabus in's Reine gekommen war, das verschwieg er gänzlich. Aber Morpheus, der Gott der Träume, rächte sich an dem gewesenen Landtagsmitgliede in der folgenden Nacht. Hinter dem Rücken seiner Frau hatte Herr Scheuermann seine Jagdflinten untersucht, die Pistole geladen, und den etwas eingerosteten Hirschfänger mit Öl eingerieben und dergestalt in Kriegsbereitschaft gesetzt. Als er dann in der friedlichen Waffenrüstung der weißen Zipfelmütze und des eleganten großgeblühten wattirten Nachtgewammses in die Federn versunken war, konnte er freilich lange nicht einschlafen. Mehrmals schnellte er kerzengerade aus den weißen Hüllen des Lagers in die Höhe, und horchte, einem Leuchthurm in den weißschäumenden Wogen des Meeres vergleichbar, ob die Räuber nicht kämen. Endlich gewann doch die Natur die Oberhand über die so gerechtfertigte Aufregung. Er versank in tiefen,

festen Schlaf. Aber um Mitternacht rang sich mit Gewalt das verrätherische Wort von seinen Lippen.

»Syllabus!« – rief er laut und vernehmlich, und die heißere Stimme hatte die Tonfarbe des Zornes. Er träumte, daß er den verruchten Gauerner entlarvt habe, und ihn eben den Landjägern mit Angabe seines wirklichen Namens überliefere.

»Scheuermann, was hast du?« – rief die bei dem zornigen Worte erwachte Frau ängstlich herüber.

»Syl-la-bus!« war die lallende Antwort des träumenden Provincialrathes.

Frau Scheuermann lauschte. Als bald vernahm sie das wohlbekanntere regelrechte Schnarchen, und war beruhigt.

## Rike.

Der folgende Tag war Sonntag, und die Familie Scheuermann pflegte der Ruhe und besuchte pflichtgemäß die Kirche. Des Nachmittags schlug der Hausherr seiner Ehefrau eine Spacierfahrt zu der Familie des Fabricanten Hähnchen vor, welcher im nahen Gebirge das bedeutende Eisenwerk betrieb. Die Beziehungen der beiden Familien waren die besten; nur bestand zwischen Frau Hähnchen und Frau Scheuermann eine geheime Eifersucht. Beide aber waren so klug, ihren so berechtigten Rangstreit hinter einer endlosen Blumenkette von Artigkeiten zu verbergen, womit sie sich gegenseitig fortwährend gleichsam bekränzten. Nur dann und wann zischelte die kleine Natter zwischen Blumen hervor, welche sich die beiden Damen in solcher Weise unermüdlich unter die Nase hielten. Aber jede von ihnen hatte die Geschicklichkeit, das Köpfchen der Schlange sofort wieder in einem neuen duftenden Blumenstrauß der ausgesuchtesten Artigkeiten verschwinden zu lassen. Ob Frau Scheuermann heute keine Lust verspürte, die Rolle der bewundernden Nachbarin zu spielen, oder ob sie sich von ihrer gestrigen Niederlage noch nicht erholt hatte, und ihren Mann mit Recht fühlen lassen wollte, daß sie denn doch auch einen Willen habe, bleibt dahingestellt. Thatsache war,

daß Herr Scheuermann mit etwas verdrießlicher Miene allein in das Cabriolet stieg, und dem treuen Braunen durch einen heftigen Peitschenhieb die Gewißheit beibrachte, daß der Herr heute abermals nicht zum Besten aufgelegt war.

Frau Scheuermann saß im kühlen Staatszimmer auf dem himmelblauen Sopha, und las einen Roman, ihre gewöhnliche Beschäftigung am Sonntage nachmittags, wenn man nicht ausfuhr, oder Gäste im Hause hatte. In der Wahl ihrer Lectüre war sie eben nicht wählerisch, obschon sie nicht blos las, um sich die Langeweile zu vertreiben, sondern auch, um ihre Rührung zu haben. Sie behauptete mit allem Ernste, daß ihr das nöthig sei, und faßte die Sache von demselben Standpunkte auf, wie der Raucher sein Bedürfnis nach der Zigarre, oder der starke Esser die Nothwendigkeit der Bewegung im Freien nach reichlicher Mahlzeit. Aber es erging ihr auch wie dem starken Raucher, welcher in Bezug auf das Tabaksblatt nicht mehr sehr feinschmeckend ist. Den Bedarf für ihre Rührung ließ sie sich aus einer Leihbibliothek der Residenz liefern, und man wußte dort seit Jahren, welche Meisterwerke der erzählenden Literatur bei Frau Scheuermann die willkommensten waren: Land- und Seeräuber=Romane, Criminalnovellen, verlorene und wiedergefundene Kinder, Krempel von Ehemännern von dem Schlage Blaubarts und dergleichen mehr. So brachte denn die Milchmagd, welche täglich mit ziemlich unverfälschter Waare vom Hofgute in die Residenz fuhr, Samstags abends mit den leeren Blechkannen neue Bücher mit, die oft noch leerer an Inhalt waren als jene, aber stets mit großer Befriedigung von der Hausfrau in Empfang genommen wurden.

Welcher Art die Bildung war, welche sich Frau Scheuermann aus dieser klassischen Literatur Deutschlands seit Jahren verschafft hatte, ist schwer zu sagen. Die wunderlichsten Begriffe und sonderbarsten Vorstellungen fanden in ihrem Kopfe Platz und die seltsamsten Widersprüche ließen sich darin ganz friedlich neben einander nieder. Daß eine große Menge dieser Gedanken und Ansichten mit ihrem religiösen Glauben gänzlich unverträglich waren, wußte sie zum größten Glücke selber nicht; und wenn ihr manchmal eine solche Ahnung zu dämmern begann und sie beunruhigen wollte, beschwichtigte sie sich selber mit dem Vor-

gehen, daß sie darüber nicht zu urtheilen habe, und die Sache auf sich beruhen lasse. So beschäftigte sie nicht selten der Gedanke an die Abstammung des Menschen von dem Affengeschlechte ganz lebhaft, und doch hing sie mit einer großen Ehrfurcht an dem Lieblingsbuch ihrer Jugend, der biblischen Geschichte, und pflegte sich ihren Kindern als Muster einer fleißigen Schülerin vorzustellen, indem sie den ganzen Schöpfungsbericht noch jetzt auswendig wisse. Mit der größten Gelehrigkeit und fast anständig las sie in all den jämmerlichen Romanen, welche ihr in die Hand kamen, die von Unglauben und Gottlosigkeit strotzenden Tiraden der Helden und Heldinnen, nachdem sie des Morgens in der Kirche ganz fleißig und ehrerbietig in ihrer »Nachfolge Christi« gelesen hatte. Der Papst war ihr jedenfalls der Tyrannei gegen die Menschheit verdächtig, und die Kirche schien ihr ein sehr altes Haus, in dessen Unbequemlichkeiten sich die Einwohner in Gottes Namen zu fügen hätten. Aber nichts desto weniger zahlte sie pünktlich ihren Peterspfennig, und hielt was auf ihre religiöse Überzeugung.

Wenn daher die sonst wackere Frau durch diese Bücher keinen größeren Schaden erlitt, als es wirklich geschah, wenn sie trotz der Selbstmordsromane und der Ehebruchsnovellen dennoch ein ehrenwerthes Eheweib blieb, welches auf Zucht hielt und bei den Kindern auf dieselbe drang, so war das ganz gewiß nicht der so hoch gepriesenen Erfindung Gutenbergs zu verdanken, deren Einfluß auf die *w a h r e* Bildung des Volkes viel geringer anzuschlagen ist, als die Pächter der modernen Aufklärung uns bis zum Überflusse vormachen; so wenig in Abrede gestellt werden kann, was die Erfindung des Henne Gensfleisch für die eigentliche Wissenschaft geleistet hat.

Frau Scheuermann war eben eine, wenn wir so sagen dürfen, von jenen glücklichen Naturen, welchen der rechte Weg trotz allen Abwegen und Verirrungen nicht verloren geht. Ihr Herz war zu redlich, ihr Wille zu gut, ihr Verstand zu praktisch, als daß sie sich durch das Bücherlesen wirklich hätte verführen lassen. Nicht allen Frauen steht der gute Engel so siegreich zur Seite. Nichtsdestoweniger war das Romanlesen der Frau Scheuermann etwas recht Abscheuliches, und, da es eine eingewurzelte

Gewohnheit geworden war, mußte man es ein, wenn auch mehr oder weniger verzeihliches, Laster nennen.

So hatte sie sich denn auch wieder an diesem Sonntagnachmittag in einen schauerlichen Seeroman vertieft. Sie las, wie immer, nur jene Theile der Erzählung mit Aufmerksamkeit und sogar wiederholt, welche sie in ihre »Rührung« versetzten. Konnte der Erzähler ihr ein Grausen beibringen, so war sie noch dankbarer. Alle übrigen Theile des Romans durchblätterte sie flüchtig. Denn sie pflegte zu erklären, daß sie keine Zeit habe, sich in den Büchern zu langweilen.

Eben schwamm sie in ihrem Romane auf dem atlantischen Ocean. Auf dem Kauffahrer war eine Matrosenmeuterei ausgebrochen; der Sturm kam dazu, welcher dem im Schiffsraum gefangenen Capitän Gelegenheit verschaffte, sich zu befreien und mit brennendem Lichte zur Pulverkammer zu eilen. Im Begriffe, mit der ganzen Equipage in die Luft zu fliegen, wurde Frau Scheuermann in diesem schauerlichsüßen Vergnügen durch die Frage ihrer eintretenden Tochter gestört.

»Mutter, darf ich Fränzchen mit in's Dorf nehmen?« –

Die lesende Hausfrau fand sich aus dem Weltmeer und der Pulverkammer des Dreimasters mit entschiedenem Unbehagen auf das himmelblaue Sopha im Scheuermann'schen Staatszimmer zurückversetzt.

»Geht nur!« – erwiderte sie kurz. Aber das mütterliche Herz schlug doch auch noch in der Pulverkammer. »Nimm ein Tuch mit für den Kleinen in der Abendkühle« – setzte sie hinzu.

Damit war jedoch auch der elterliche Beruf erfüllt. Im nächsten Augenblicke war sie schon wieder zur Seite ihres Schiffscapitäns mit dem brennenden Lichte. – –

Fränzchen war ein geweckter Bursche von neun Jahren, und freute sich außerordentlich mit der geliebten Schwester in's Dorf gehen zu dürfen, wo ihn des Bürgermeisters Knaben zum Spiele erwarteten. Es war ein lieblicher Anblick, die beiden im Alter so verschiedenen Geschwister Hand in Hand den Wiesenpfad hineilen zu sehen. Der große Strohhut beschattete die milden Züge der Jungfrau, welche wohl zehn Jahre mehr zählte, als der Bruder, und nicht modisch, aber mit Sorgfalt und Geschmack gekleidet war. Der Knabe tanzte an ihrer Hand einher und

stellte der Schwester, vor deren Verstand er gewaltigen Respect hatte, Frage um Frage, welche sie mit ernster Freundlichkeit erwiderte, indem sie auch die nöthige Rüge nicht sparte. Dann lachte der Knabe hell auf, und schmiegte sich um so vertraulicher an die Schwester, in deren Augen er sich die Verzeihung las. So war das Paar, welches wieder bewies, daß es nichts Anmuthigeres gebe, als die ältere Schwester mit dem jüngeren Bruder, bis zur Gartenthüre des Bürgermeisters gekommen. Hier entließ Rike den Bruder nicht ohne die Mahnung, artig zu sein, und befahl ihm sie zu erwarten, damit sie zusammen nach Hause zurückkehrten. Sie selbst aber schlug den Pfad längs des Mühlbaches ein, und schritt beflügelten Fußes einem kleinen Hause entgegen, dessen niedriger weißer Giebel freundlich zwischen den schwerbeladenen Obstbäumen hervorkam.

Rike war in der That ein Mädchen von seltenen Eigenschaften. Selbst ihre äußere Erscheinung war eine außergewöhnliche; denn Anmuth und Ernst verbanden sich in ihr zu einem vollkommenen Ganzen. Ihre Begabung war groß, und die tüchtige Klosterschule, deren Zögling sie einige Jahre gewesen war, hatte sie in glücklicher Weise entwickelt. Dabei half ihr, als sie nach Hause zurückgekehrt war, ihr entschiedener Charakter, daß sie nicht an jener Klippe zu Grunde ging oder wenigstens Noth litt, welche so oft den Klosterzöglingen die größten Gefahren bietet. Die religiöse Richtung des väterlichen Hauses, welche die bequeme Straße des sogenannten Fortschrittes führte, ohne daß man es vielleicht selber recht wußte, machte sie nicht irre; im Gegentheil, sie wurde dadurch in den gründlichen Kenntnissen der Religion, welche sie sich angeeignet hatte, nur noch befestigt, und ihr guter Wille that das Seine. Im Grunde legte man ihr im Hause auch keine besonderen Hindernisse in den Weg, und die »Gartenlaube,« welche die väterliche Sorgfalt als Mittel zu ihrer weitem Ausbildung hielt, war ihr höchstens lästig. Denn der Vater gab sich damit zufrieden, daß er sich seinem Freunde Hähnchen als Abonnent dieses illustrierten Blattes vorstellen konnte; im Übrigen bekümmerte er sich nicht darum, ob es in seinem Hause gelesen werde, und hatte darüber noch nie eine Frage an seine Tochter gestellt. Diese überließ daher das Blatt der Mutter, von welcher es mit Leidenschaft gelesen

wurde; wenn sie aber die Tochter drängte, sich ebenfalls diesen geistigen Genuß zu verschaffen und in ihrer Ausbildung als deutsche Jungfrau nicht so gleichgültig zu sein, so nahm die Tochter schweigend das Blatt und – las es nicht.

Des Sonntags nach der Kirche, wenn sie in der Familie nicht in Anspruch genommen war, ging Rike am liebsten nach dem Dorfe, um einige Arme und Kranke zu besuchen. Die Mutter hatte zwar schon hin und wieder darüber ärgerliche Worte von einer »barmherzigen Schwester« fallen lassen; aber der Vater, obgleich ihm Frau Scheuermann verschiedene Male zu Gehör redete, verhielt sich anscheinend ganz gleichgültig dagegen. Im Grunde aber freute es den wohlwollenden Mann, bei seiner Tochter so viel Herzensgüte zu finden. Dabei war noch ein kleiner Eigennutz im Spiele; denn es lag Herrn Scheuermann als Öconom daran, die Stimmung im Dorfe für sich zu haben, und die Wohltätigkeit seiner Tochter schien ihm ein sehr taugliches Hilfsmittel dazu. So oft er sich auch schon im Leben mochte verrechnet haben, in diesem Punkte hatte er geradezu in das Schwarze getroffen. Wo Rike in der Hütte der Armen oder am Krankenbette erschien, wurde sie als ein Engel vom Himmel angesehen; die Gaben, welche sie mitbrachte, schienen Reichthümer, obgleich sie nur aus den Ersparungen ihres sehr mäßigen Taschengeldes bestritten waren. Aber ein tröstliches Wort dazu aus ihrem Munde, ein freundlicher Strahl aus ihrem seelenvollen Auge vergrößerte und verschönerte das Almosen in wunderbarer Weise.

Heute war sie in die enge Stube eines Tagelöhners eingetreten, welcher sich im Walde beim Holzfällen schwer die Hand verwundet hatte, und nun seit Wochen arbeitsunfähig war. Dabei lag das Weib bedenklich danieder, so daß in die sonst so fröhliche Haushaltung des jungen Paares harte kummervolle Tage getreten waren. Dem armen Manne, welcher am Fenster saß, traten die Thränen in die Augen, als er die Tochter des Öconomen auf seine Thüre zueilien sah; die vier Kinder eilten ihr entgegen und das jüngste blieb weinend auf halbem Wege stehen, weil es den älteren Geschwistern nicht nachkommen konnte. Rike herzte liebevoll die Kleinen, trat in die Stube ein, sprach der Kranken tröstliche Worte zu, und kramte dann ihr Körbchen und ihre Taschen aus. Die Kinder

jubelten, die Frau schluchzte und küßte Friederikens Hand mit Inbrunst. Der Mann wollte danken; aber die Rührung erstickte ihm die Stimme. Rike hieß ihn niedersitzen, untersuchte mit der Geschicklichkeit eines Wundarztes die kranke Hand und verband sie mit frischem Linnen, welches sie mitgebracht hatte. Sodann legte sie stillschweigend ein Silberstück auf den Tisch, und entzog sich rasch den Liebkosungen der Kinder, welche sie alle am Kleide hielten. In wenig Augenblicken war sie hinter den Hecken des benachbarten Baumstückes verschwunden.

Das Haus, wohin Rike nun die Schritte lenkte, lag an der anderen Seite des Dorfes, nicht weit vom Walde entfernt. Der Besuch galt der Försterswitwe Hartwig, welche dort unter niedrigem aber freundlichem Dache mitten in einem zierlich gepflegten Garten einen einladenden Wohnsitz hatte. Die leichten Schritte des Mädchens wurden noch rascher, obgleich sie sich vielleicht selber nicht gestehen mochte, warum sie mit solcher Vorliebe zu dem stillen Hause der Frau Hartwig eilte.

Schon trat sie mit einem Antlitz, das von stiller Freude strahlte, durch das Gartenthor. Aber kaum hatte sie dasselbe geschlossen, als sie todtenbleich stehen blieb. Ein jäher Schreck überfiel sie, und bebend griff sie nach der Klinke zurück.

Der Gegenstand ihres Schreckens war ein junger Mann, welcher unter der Thüre des Hauses stand und ihr den Rücken kehrte. Er war im lebhaften Gespräch mit Frau Hartwig, welche in der Hausthür saß.

Rasch riß das Mädchen das Gartenthor wieder auf, um sich unbenutzt zu entfernen. Bei dem Geräusch wandte der junge Mann den Kopf, und da er die Gestalt am Thore erblickte, eilte er auf sie zu mit dem Ausrufe:

»Friederike!«

Er reichte ihr die Hand. Die Jungfrau aber, noch immer bleich, brachte kaum die Worte hervor.

»Ich wußte nicht, daß Sie hier seien, Theobald!« – stammelte sie und plötzlich übergieß Purpur ihr Gesicht.

»Mich führt ein unerwarteter Urlaub nach Hause. So lang ich die gute Mutter habe, gehört meine freie Zeit ihr. Und dann« –

Er stockte.

»Aber Sie wollen doch die Mutter besuchen?« – sagte er, da er bemerkte, wie Rike noch immer die Hand an das halbgeöffnete Thor gelegt hielt.

»Es war meine Absicht, aber« –

»Fräulein Rike! So kommen Sie doch« – ließ sich die Stimme von Frau Hartwig aus dem Hause vernehmen. Stumm folgte sie dem jungen Manne.

Theobald war der einzige Sohn und der Stolz seiner Mutter, welche nach dem frühen Tode ihres Gatten gern ihr Erübrigtes daran wendete, um dem heranwachsenden Jüngling eine tüchtige Bildung zu verschaffen. Seine Neigung führte ihn den praktischen Wissenschaften zu, er besuchte ein Polytechnicum, und verließ dieses mit so trefflichen Zeugnissen, daß er alsbald in einer der größten Eisenbahnwerkstätten eine ehrenvolle lohnende Stellung erhielt. Die Unterstützung der Mutter erachtete er für seine erste Pflicht, und erfüllte sie jetzt schon seit einigen Jahren treulich. Dabei war er unermüdlich bestrebt, sich in seinem Fache weiter zu bilden, und verfolgte die großartige Entwicklung, welche die Technik in unsern Tagen aufweist, in allen Gebieten mit der größten Aufmerksamkeit. Dieses fleißige Studium brachte ihm nicht nur den Gewinn, sich eine höhere Brauchbarkeit anzueignen, sondern es hatte auch den besten Einfluß auf sein Herz. Durch die Arbeit wurde er von den Zerstreuungen und Gefahren der Welt abgezogen, und bewahrte sich die ganze Reinheit und den Adel der Gesinnung, welche die fromme Erziehung der Mutter mit so großer Treue gepflegt hatte.

Sein Verhältnis zu der Tochter des Öconomen war ein eigenthümliches. Die Kinder hatten mit einander im Dorfe gespielt, und der ältere Junge war stets der großmüthige Beschützer der kleinen schüchternen Rike gewesen. So wuchsen sie heran, fast wie Geschwister, und machten aus ihrer jugendlichen Freundschaft gar kein Hehl. Freilich als Theobald zum ersten Male von der polytechnischen Schule in die Herbstferien kam, fand er selbst, daß denn doch der alte trauliche Verkehr der Kinder nicht mehr fortgeführt werden könne, und Rike sah das eben so gut ein. Einen harten Kampf kostete es dem Studenten, dem Gebote der Mutter Folge zu leisten und das trauliche »Du« aufzugeben, welches bis jetzt

natürlich zwischen beiden üblich gewesen war. Aber die Mutter bestand zuletzt mit Strenge darauf, und Theobald war auch so vernünftig, die harte Nothwendigkeit einzusehen. Rike lachte, als ihr Frau Hartwig in Gegenwart ihres Sohnes diesen unerbittlichen Beschluß eröffnete. Aber die Thränen traten ihr in die Augen, da sie von Theobald zum ersten Male mit dem kalten »Sie« angeredet wurde. Lange kam das ihr fürchterliche Fürwort Theobald gegenüber nicht über ihre Lippe; sie schwieg lieber, als daß sie es gebraucht hätte.

Die Jahre vergingen und die Kluft der äußeren Verhältnisse ward immer größer. Dagegen schien das innere Band der Neigung dadurch nur um so mehr befestigt zu werden. Theobald hoffte dies wenigstens, und in den Tagen, welche er zu Hause bei der Mutter zubringen durfte, glaubte er fort und fort die untrüglichen Beweise dafür in dem Benehmen Friederikens zu finden. Er nahm sie mit unendlicher Dankbarkeit als Unterpfand eines künftigen Glückes hin, welches seinem jungen Herzen um so herrlicher erschien, je weiter es in unbestimmte Ferne hinausgerückt war. Denn darüber war er sich im Klaren, daß er bei dem reichen Gutsbesitzer nicht als Bewerber um die vielumfreite Tochter auftreten durfte, so lange er in einer technischen Werkstätte eine, wenn auch ehrenvolle, doch immer untergeordnete und ungesicherte Stelle einnahm. Hatte er darum Rike wieder einmal, wenn auch nur auf Augenblicke gesehen, so zog es ihn fast mit Gewalt aus der stillen Heimat in den geräuschvollen Bahnhof zurück; denn der Gedanke, daß er sich sein Theuerstes erobern müsse und nur durch die Arbeit und die Anstrengung des willensfesten Mannes gewinnen könne, beherrschte ihn dann mit jugendlicher Ungeduld. Diese aber wirkte um so mächtiger, je geheimer ihr Sporn, die stille tiefe Sehnsucht des Herzens gehalten wurde.

Bei Friederike war es anders. Ihr ernstes, treues Gemüth hoffte nicht erst; bei ihr stand mit Gewißheit fest, daß ihr Herz nur dem Freunde ihrer Jugend gehören könne. Sie war darüber so wenig im Zweifel, daß sie bei Theobald ganz die nämliche Sicherheit voraussetzte, als eine Sache, die sich von selbst verstehe und keiner Erklärung und Betheuerung bedürfe. Dabei aber war der jungfräuliche Adel ihres Wesens so erhaben,

daß sie wohl erkannte, welche Zurückhaltung und welche Entsayungen ihr die Verhältnisse auferlegten.

Deßwegen konnte sie sich auch jetzt kaum fassen, da sie Theobald, welchen sie in der fernen Stadt glaubte, zu Hause fand. Der Gedanke, daß es den Anschein haben könne, als habe sie ihn hier aufgesucht, war ihr überaus peinlich, und raubte ihr völlig die Kraft und Sicherheit, mit welcher sie sich sonst zu beherrschen wußte. Dadurch wurde auch die Unterhaltung im Försterhause eine gestörte, so sehr sich auch die Matrone bemühte, das Gespräch zu beleben, und Friederiken ihre Freude über den Besuch kund zu geben. Diese war einsilbig, und die Folge davon war, daß Theobald noch wortkarger wurde. Es war daher eine namentlich für Rike nicht unangenehme Unterbrechung, als eine Magd aus dem Hause des Bürgermeisters die Nachricht brachte, daß Fränzchen mit dem Großknechte schon nach Hause gegangen sei.

Rike brach nun ebenfalls auf, und die streitenden Gefühle, welche sie bestürmten, da sie sich zum Scheiden anschickte, füllten ihr Herz mit einem schneidenden Schmerze, wie sie ihn noch nie gefühlt hatte. Die angebotene Begleitung Theobalds schlug sie aus, und schritt nach kurzem aber warmem Abschiedsworte rasch durch den Garten zum Thore.

»Auf baldiges Wiedersehen« – rief Theobald der Eilenden nach.

Sie wandte sich unter dem Thore nochmals um, und ihre Augen sprachen einen bessern Scheidegruß, als es die Lippen vermocht hatten.

Draußen wandte sie sich zu dem Pfade, welcher durch den Tannenschlag einen nähern Weg zu dem elterlichen Hause bot. Es war Abend geworden, und die Sonne neigte sich zum Scheiden. Die Flur feierte die Sabbatruhe; aber aus der Schenke des Dorfes drangen die kreischenden Töne einer Klarinette herüber und störten den heiligen Sonntagsfrieden der Natur. Auf Rike schien die Stille im Walde beruhigend zu wirken; ihre anfangs so raschen Schritte wurden langsamer, die Aufregung, welche aus ihrem glühenden Antlitze sprach, wich und gab dem mildern Gefühle tiefer Wehmuth allmähig Raum. So war sie eine Weile fortgegangen, und schon sah ihr aus der Ferne, wo der Wald sich lichtete, das stattliche Haus ihres Vaters entgegen. Da rauschte es ihr zu Seite im

Laube. Furchtsam blickte sie um, und der Schreck lähmte ihr fast die Glieder, als sie zwischen den Büschen Theobald auf sich zueilen sah.

»Friederike, verzeihen Sie!« – rief er ihr bange entgegen.

»Um Gotteswillen, Theobald!« – sprach sie zitternd. »Gehen Sie! – Gehen Sie, Theobald!« setzte sie lauter, aber auch angstvoller hinzu.

»Nur ein Wort!« – bat der junge Mann.

»Hier ist nicht der Ort dazu« – sprach sie und eilte vorwärts.

»Ich muß Sie sprechen« – sagte er, indem er ihr umsonst die Hand darbot – »und Sie müssen mich hören. – Nur einen Augenblick, Rike!« –

»Lassen Sie mich!« – rief das Mädchen fast weinend. »Wenn Jemand uns sähe« –

»Es sieht uns Niemand auf diesem einsamen Wege.«

»Aber Gott« – rief die Jungfrau schmerzlich – »und mein Engel!« –

»O der schützt Sie« – entgegnete Theobald, und der Ton seiner Stimme war so rührend und so wehmüthig, daß Friederikens Herz überwältigt war. Ein Thränenstrom stürzte aus ihren Augen.

»Wenn du es gut mit mir meinst, Theobald, so thust du mir solches nicht an« – rief sie und verbarg das Gesicht in die zitternden Hände.

Er stand vor ihr, bleich und bebend, und beschwor sie in klagenden Worten, nicht zu zürnen. Er sagte ihr, wie ihn ihr Benehmen beunruhigt, wie es ihn gedrängt habe, aus ihrem Munde die Wahrheit zu vernehmen, und daß er jetzt wieder getröstet scheide.

Stumm hatte ihn Friederike angehört.

»Gehen Sie, Theobald!« – sagte sie alsdann zu ihm und schlug die Augen bittend zu ihm auf. »Wie weh thut es mir, Ihnen sagen zu müssen: das schickt sich nicht.«

»Aber ich weiß« entgegnete er – »Sie haben mir verzeihen.«

»Zwischen uns sollte kein Mißtrauen treten« – sagte Rike, und blickte ihn mit der alten Treuherzigkeit des Kindes an.

»So soll es auch sein« – erwiderte Theobald. »Auf Wiedersehen am Weihnachtsfeste!«

»So Gott will!« – sagte Friederike leise, und eilte davon.

Auch Theobald kehrte nach Hause. Aber er konnte sich's nicht versagen, nach einigen Schritten stehen zu bleiben, und ihrer schlanken Ge-

stalt nachzusehen, welche im Lichte der scheidenden Sonne wie verklärt auf dem Pfade dahinschwebte, während in den Tannen schon die Dämmerung webte, und tiefe Schatten zwischen dem Gebüsche lagerten.

## Die Höhe unserer Bildung.

Nach einer halben Stunde hatte Herr Scheuermann mit seinem munteren Braunen den Wohnsitz seiner Nachbarn, des Eisenwerkbesitzers Hähnchen, erreicht. Wer den Öconomen so in seinem Cabriolet sitzen und die Zügel gewandt führen sah, hätte in der stattlichen Gestalt des Wagenlenkers mit den heitern Zügen nicht den Mann vermuthet, welcher seit gestern von einem geheimen Unbehagen gequält wurde. Die Spazierfahrt hatte aber offenbar wohlthätig auf unsern neuen Damokles gewirkt, und je näher er dem Ziele seines heutigen Weges kam, desto mehr verzogen sich die letzten Wolken von seinem Angesicht. Wollte er doch vor seinem verehrten Freunde in der rosigsten Laune erscheinen.

Mit dieser Freundschaft hatte es eine ganz eigene Bewandtnis. Scheuermann war bedeutend älter als Hähnchen, welcher kaum die Dreißig überschritten hatte. Nichtsdestoweniger kam der Öconom dem Fabricanten nicht nur mit dem größten Vertrauen entgegen, sondern er beugte sich auch, ohne Empfindlichkeit zu zeigen, unter das geistige Übergewicht, welches er bei ihm gefunden zu haben meinte. Die Ursache war für den unbefangenen Beobachter leicht zu entdecken. Hähnchen hatte das in Fülle und im Übermaße, was Scheuermann abging. Die gütige Natur hatte jenen mit so geschmeidigen Lippenmuskeln begabt, und ihm das Organ der Zunge so vollkommen ausgebildet, daß er Meister, wenn auch nicht im Worte, doch im Redeschwalle war, und Jeden, welcher das Glück hatte, mit ihm zu verkehren, unter das Douchebad seiner unvergleichlichen Suade brachte, von wo man nur vollständig tiefend entkam. Für den Öconom, welcher von der Natur namentlich hierin stiefmütterlich behandelt worden war, blieb Nachbar Hähnchen deshalb ein wahres Phänomen. Dieser aber, sobald er einmal die Wirkung seines Rednertalentes an dem Freunde erprobt hatte, und ihrer sicher war, warf

sich sofort jenem gegenüber zum absoluten Herrscher in allen Dingen auf, welche mit der Geläufigkeit der Sprachorgane behandelt werden können. Oft bedauerte der ehemalige Zögling der Pflugfeldener Landwirtschaftsschule im Stillen mit einem Seufzer, daß er nicht auch, wie Herr Hähnchen, Universitätsbildung genossen und sich »auf allen Gebieten des Geistes,« wie sich dieser gerne ausdrückte, wenigstens etwas umgesehen habe. Denn dem Provincialrathe und ehemaligen Landtagsabgeordneten kamen doch manchmal Augenblicke, wo er sich eingestehen mußte, daß er eigentlich viel zu wenig gelernt habe, um über seine Scheune hinaus in dem öffentlichen Leben mitzuhandeln. Übrigens waren auch die Universitätsstudien des Herrn Hähnchens sehr bezeichnender Art. Das Schlußexamen am Gymnasium hatte er nicht bestanden; denn die lateinische und noch mehr die griechische Grammatik waren stets der gerechte Abscheu des humanistischen Schülers gewesen. Zudem brauchte er auch, wie sein Vater selber ihm öfters zu seinem Troste sagte, all das Zeug nicht für seinen künftigen Beruf. Dieser war aber kein anderer, als der Erbe eines der größten Eisenwerke des Landes zu werden, und die reichlichen Zinsen eines sehr stattlichen Capitals zu genießen, welches von Großvater und Vater aufgehäuft und durch die Mitgift der Mutter, der Tochter eines Millionärs, noch bedeutend vergrößert ward. Aber der alte Hähnchen bestand darauf, daß der Sohn auch ohne das Diplom eines Gymnasialabsolutoriums die Hochschule beziehe; was nach der freisinnigen Schulordnung des Landes auch völlig zulässig war. So wurde der junge Hähnchen denn Universitätsstudent und »Beflisener der Rechte.« Der vorsorgliche Vater hatte nämlich die spätere Laufbahn des Sohnes als Landtagsabgeordneter im Auge. Das Universitätsstudium bestand aber vorgeschriebener Maßen darin, daß der Student sich auf einige sogenannte Collegien der Philosophie, dann aber an verschiedenen Hochschulen auf sämtliche juristische Collegien einschrieb und das Honorar pünktlich entrichtete. Weniger Pünktlichkeit war bezüglich des Besuches der Collegien erforderlich; noch weniger kam das eigentliche Studium in Frage. Was den Collegienbesuch anging, so genügte es in nicht wenig Fällen, sich das Zeugnis über die ordnungsmäßige »Belegung« des Collegs vom Professor aushändigen zu lassen, wenn

man seinen Hörsaal auch nicht besucht hatte, und den berühmten Gelehrten bei dieser Gelegenheit zum ersten Male von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekam. Die Studien aber waren allerdings durch Theater und Soiree, Fechtboden und Ball, Commers und Suite so in den Hintergrund gedrängt, daß beim rechten Lichte betrachtet, die eigentliche wissenschaftliche Thätigkeit unsers Studenten darin bestand, sich die theueren von den Professoren herausgegebenen Lehrbücher zu kaufen und am Ende des Semesters mit prachtvollem Einband versehen zu lassen. Denn darauf hielt der practische Sinn des jungen Hähnchen etwas, und er überlegte jetzt schon, welche Wirkung dereinst seine Bibliothek machen würde, wenn auf dem Rücken der Bücher in Goldschrift die »Pandekten,« das »Criminalrecht,« die »Nationaloeconomie« und darunter die Nahmen der gefeiertsten Gelehrten glänzten. Ja er trieb diese practische Wissenschaft so weit, daß er sich die Vorträge eines berühmten Pandektisten, welcher noch kein Lehrbuch veröffentlicht hatte, durch einen armen Studenten nach fremden Collegienheften copiren ließ. In drei dicken Bänden mit weithin leuchtenden Goldtiteln prangte diese wissenschaftliche Arbeit an erster Stelle auf dem Bücherschafte des Herrn Hähnchen.

Herr Scheuermann trat immer mit einer gewissen andächtigen Scheu in das elegante Arbeitszimmer des Herrn Hähnchen, wo die glänzende Bibliothek, man möchte sagen, mit der ausgesuchtesten Coquetterie aufgestellt war. Der Besitzer derselben wußte auch oratorische Wendungen genug zu finden, um auf seinen wissenschaftlichen Bücherschatz in der anspruchlosesten Weise hinzudeuten. Dann stand der gute Öconom stets ehrerbietig vor dem hochgebildeten Freunde, und gelobte es sich im Stillen, daß sein Fränzchen auf »allen Gebieten des Geistes« sich umsehen und gerade die nämliche Bibliothek mit funkelnden Goldtiteln auf hochrothem Schilde haben müsse, wie Herr Hähnchen.

Heute aber traf Herr Scheuermann den Freund und seine Frau in der Laube vor dem Wohnhause beim Kaffee. Frau Hähnchen war eine Dame, welche sich mit e i n e m Worte schildern läßt. Sie war wie mit einer Scheere aus dem Modejournal herausgeschnitten. Der neuesten Mode als zierliche Gliederpuppe zu dienen, erkannte sie als den eigens-

ten Beruf ihres Daseins, und erzog ihre Kinder gleichfalls zu dieser schönen Lebensaufgabe. Unser Öconom hatte seinem natürlichen Wesen gemäß eine geheime Abneigung vor dieser wandelnden Toilette; aber er getraute sich kaum, sich das selber zuzugestehen, da ihm auf der andern Seite die kunstgerechte Geziertheit der Dame eine entschiedene Hochachtung einflößte.

Die Begrüßung war auch heute eine überaus lärmende; ob die Herzlichkeit eben so groß war, wie der Lärm, bleibt unentschieden. So viel war gewiß, daß Herrn Hähnchen gerade jetzt der Besuch nicht unwillkommen war. Er hatte eben mit dem Lesen seiner Zeitungen geendet, welche eine treffliche Auswahl des liberalsten Papiers auswiesen. Daher war es ihm sehr erwünscht, an seinem theuern gelehrigen Freunde gleichsam das ausreichende Bassin gefunden zu haben, in welches sich die rauschenden Cascaden seines nunmehr aufgestauten Redestromes zu ergießen vermochten. Er begann auch alsbald damit, und ließ dem Öconom nicht einmal die Zeit, ruhig die Tasse vom feinsten Mokka auszuschlürfen, welche ihm die Hausfrau, mit der bekannten Grazie eines Modeanzuges aus dem »Bazar,« kredenzt hatte.

»Nein! Diese Fortschritte auf allen Gebieten des Geistes und der Industrie!« – rief der Hüttenwerksbesitzer mit dem Pathos eines ersten tragischen Helden aus. »Da lese ich eben eine höchst interessante Correspondenz über den Suezkanal. Ein stupendes Werk! Wichtig für die Jahrtausende!«

»Das will ich meinen!« – sagte Herr Scheuermann.

»Begreifen können wir Frauen das nicht,« – sagte Frau Hähnchen geistreich – »wie man sich so sehr für ägyptische Canäle und rothe Meere begeistern kann.«

»Das ist auch nicht für euch Frauen« – sagte ihr Gemahl in einem Tone, aus welchem das Mitleid für die Unwissenschaftlichkeit des schönen Geschlechtes und zugleich das sichere Selbstbewußtsein hoher geistiger Bildung sprach.

»Mein Mann hat vor Niemandem Respect« – rief Frau Hähnchen aus – »als vor Universitätsprofessoren!«

»Ei der Tausend!« – sagte der Öconom und nahm eine Cigarre von dem silbernen Teller. »Darf ich?« – fragte er die Hausfrau, welche gnädig nickte.

»Ächte Havanna« – bemerkte Herr Hähnchen, vergaß jedoch darüber nicht, auf die Bemerkung seiner Frau zu erwidern.

»Ja, mein Kind, das gestehe ich offen, und es ist mein Stolz, daß ich es gestehen kann: Wissenschaft geht mir über Alles, und namentlich die deutsche Wissenschaft, welche unbestrittener Maßen an der Spitze steht.«

»Ganz gewiß – an der Spitze steht« – bestätigte Herr Scheuermann und sah sein Fränzchen schon mit einer Cerevismütze und hohen Lederstiefeln von der Universität in die Vacanz kommen. Hätte er dabei schon die Erfahrung gehabt, welche unbezahlte Rechnungen mit dem Herrn Sohn heimkommen, so würde er bei aller stolzen Vaterfreude doch stutzig geworden sein.

»Auf welchen Gebieten des Geistes« – rief der Hausherr aus – »steht die deutsche Wissenschaft nicht an der Spitze! Lesseps ist zwar ein Franzose, aber Fürst Metternich, dessen Freund ich übrigens nicht gerade bin, gab den letzten Anstoß zu dem Riesenunternehmen. Die Türken haben es vor Jahrtausenden schon versucht; ihnen gelang es aber so wenig, als den Mameluken und Muselmännern, und was später der ägyptische König Sesostris anfang, war dem Werke der Neuzeit gegenüber nicht viel mehr als ein naives Kinderspiel.«

Herr Scheuermann saß voll Verwunderung da über die Gelehrsamkeit, welche der einstige Universitätsstudent förmlich aus dem Ärmel schüttelte. Er sagte nicht, aber er dachte bei sich: »Blasius, Blasius! Wenn du so viel auf der Landwirthschaftsschule zu Pflugfelden gelernt hättest, welche Reden könntest du in der Kammer gehalten haben!«

»Ja, ich gestehe,« – sagte Frau Hähnchen und producirte mit graciöser Armbewegung den neuesten Pariser Schnitt ihres seidenen Ärmels – »es ist etwas Schönes um die Gelehrsamkeit. Aber wir Töchter Evas sind nun einmal verurtheilt, ungelehrt zu bleiben.«

»Bitte, Frau Nachbarin! – Bei Ihrer Bildung!« sagte der Öconom und machte eine höchst verbindliche Verbeugung.

»Ja, allerdings!« – versetzte sie mit bescheidener Miene – »ich war in dem berühmten Pensionate der Frau von Schnabel in der Residenz gut untergebracht.«

»Was aber den Suezkanal betrifft« – begann von neuem ihr Gemahl, welcher die Gelegenheit, mit seiner Bildung zu glänzen, nicht so leicht aus den Händen gab. –

»Ja, ja! – Der Suezkanal!« – schaltete Herr Scheuermann mit Nachdruck ein.

»So ist es außer Zweifel, daß er in ganz besonderer Weise den enormen Fortschritt unsers Jahrhunderts, ich möchte fast sagen, eine der welthistorischen Etapen der Culturentwicklung bezeichnet.«

»Etapen der Culturentwicklung!« – wiederholte Herr Scheuermann tiefsinnig. Im Stillen aber nahm er sich vor, zu Hause sogleich sein großes vollständiges Fremdwörterbuch über diese ihm nicht ganz verständliche Phrase zu Rathe zu ziehen.

»Was sind gegen diese staunenswerthen Erfindungen, Entdeckungen und Versuche auf allen Gebieten des Geistes, wie sie unsere Zeit so groß machen, alle die jämmerlichen Anstrengungen der Finsterlinge, welche die alte Nacht über die Geschlechter der Neuzeit wieder herbeiführen wollen!« – Herr Hähnchen rief das mit einer solchen markigen Tonfülle aus, daß im nahen Hühnerhofe das friedliche Geflügel lebendig wurde. Die Hennen flatterten gackernd dem Stalle zu, quickend folgten ihnen die Kücklein. Ein prächtiger feuerfarbener Hahn aber machte empört Opposition gegen solche Eingriffe in die idyllische Bürgerruhe seines Königreiches. Von einer Regenwassertonne herab, kehrte er sich majestätisch gegen Herrn Hähnchen und beantwortete dessen tönende, sinnreiche Worte mit ebenso lautem und geistvollem Krähen.

Der Vorredner ließ sich durch eine solche Interpellation nicht stören.

»Ja, mein Freund!« – fuhr er fort, und seine Stimme klang ergreifend – »Was müssen wir nicht Alles erleben! Sollte man es für eine Möglichkeit halten, daß in einer Zeit, wie die unsrige – in einer Zeit, sage ich, wie die unsrige« – fügte er emphatisch hinzu und erhob die Hand zu einem oratorischen Gestus – »die Tendenzen des Ultramontanismus sich

mit solcher Kühnheit, ich möchte sagen, Frechheit breit zu machen wagen?«

»Ja, ich bin auch Katholik« – sagte der Öconom etwas verlegen – »aber solche Übergriffe kann ich nimmermehr billigen.«

»O, wir wissen es wohl,« – versetzte Frau Hähnchen großmüthig – »daß Sie, obgleich Sie nicht das Glück haben, der freien protestantischen Geistesrichtung anzugehören, dennoch ein freisinniger Mann sind.«

Herr Scheuermann verbeugte sich verbindlichst. Aber der Fabricant fuhr fort, mit mächtiger Stimme das glücklich gefundene oratorische Thema zu behandeln. Der Hahn auf seinem erhabenen Standpunkte begleitete ihn in wundersamem Duette, und je lauter der klangvolle Bariton des Redners in der Laube sich vernehmen ließ, desto heftiger wurde das Crescendo des Tenors auf dem Fasse.

»Sie sagen Übergriffe, verehrtester Freund!« – rief er aus. »Ich aber erkläre Ihnen, und ich habe achtunggebietende Autoritäten hinter mir, daß das ein Hochverrath am Staate und seiner Culturaufgabe ist!«

»Ganz gewiß!« – betheuerte der Öconom, und die Hausfrau nickte ihm mit bedeutsamem Blicke Beifall zu.

»Nein! Daß wir derlei Dinge noch erleben müssen!« – klagte Herr Hähnchen in elegischem Tone weiter. »Auf allen Gebieten des Geistes und der Industrie herrscht ein nie dagewesenes – ich sage Ihnen, Herr Scheuermann – ein nie geahntes Leben des steten Fortschrittes, der glücklichsten Entwicklung; der Dampf ist der König der Welt geworden, und die Elektrizität der Geschichtsschreiber der großen Ereignisse.«

Herr Hähnchen hielt einen Augenblick ein, um durch eine Kunstpause die Wirkung dieser sublimen Gedanken, welche er übrigens in einer Zeitung gelesen hatte, zur vollen Geltung kommen zu lassen. Herr Scheuermann wiederholte voller Ehrfurcht:

»Geschichtsschreiber großer Elektrizitäten!«

Der Tenorist auf dem Regenfasse verherrlichte aber diese Fermate des Baritons mit einer schmetternden Fanfare.

»Die Völker kommen zum Bewußtsein, sie haben die Kinderschuhe ausgetreten; sie begreifen endlich das große Princip der Nationalität!« –

»Die ausgetretenen Kinderschuhe der Nationalitäten!« hallte das ehrerbietige Echo noch aus dem Munde des Öconomen.

»Und in einer solchen Zeit will man die Völker wieder zu Kindern machen, die Ammenmärchen der Spinnstuben sollen auf's neue dazu dienen, die Nationen in Geistesknechtschaft niederzuhalten?« –

Herr Scheuermann wurde aus lauter Verwunderung immer stiller, der Hahn krächte immer lauter.

»Ha!« – rief der Eisenwerkbesitzer immer donnernder. – »Laßt sie nur heranflattern diese dunklen Nachtvögel, diese schwarzen Verbündeten der rothen Internationale, laßt sie nur hinausschleudern ihre Bannbullen und Unfehlbarkeiten! Laßt sie nur kommen mit diesem Scheusal von Syllabus – sie werden ihrem Lohn nicht entgehen.«

Der Hahn war außer sich vor Entrüstung, er bewegte die Flügel heftig, reckte den Hals, warf sich in die Brust, und entsandte zur Bestätigung der herrlichen Worte seines geehrten Vorredners ein Mark und Bein durchdringendes:

Kikeriki!

Frau Hähnchen hielt sich erschrocken die Ohren zu, und verscheuchte erbost den ungebetenen befiederten Gast. Herr Scheuermann dagegen hatte aus seiner goldenen Dose eine stärkere Prise als sonst genommen, und mit einem Gesichte, in welchem sich die Weisheit eines Plato und die Schlaueit eines Macchiavelli spiegelte, sprach er mit blinzelnden Augen vor sich hin:

»Syllabus!«

»Lieber Mann« – sagte Frau Hähnchen zu ihrem Gemahle, welcher erschöpft von seiner großen oratorischen Anstrengung da saß – »erlaube mir eine naive Frage.«

»Was meinst Du, Cornelia!«

»Nun du weißt« – erwiderte sie mit einer Anmuth, welche der weißen Schminke auf ihrem braunen Teint zu vergleichen war – »wie ungelehrt ich bin neben dir.«

Der Ehemann nickte majestätische Bejahung.

»Deßwegen wirst du – und auch Herr Scheuermann – es nicht verübeln, wenn ich die Frage stelle. Was ist denn eigentlich dieser Syllabus?«

Die Miene ihres Gemahles schien im ersten Augenblicke Verlegenheit zu offenbaren; aber es war ohne Zweifel nur scheinbar. Denn Herr Hähnchen antwortete alsbald seiner Frau im pathetischen Tone, welcher den zweiten Part im Duette wieder aus dem Hühnerstalle hervorlockte:

»Mein Kind! Es thut mir leid – aber es greift meine ohnehin schon seit einigen Tagen sehr aufgeregten Nerven an, von solchen überaus trostlosen Dingen zu reden.«

»Sagen Sie lieber von solchen abscheulichen Schurken« – platzte Herr Scheuermann heraus. Doch er hatte sich augenblicklich wieder gefaßt, und fuhr fort:

»Verzeihen Sie! Aber ich theile ganz Ihre Ansicht. Es gibt Manches im Leben, wovon ein Weiser besser schweigt.« –

Der Öconom hatte nämlich, so sehr er sonst den umfassenden Kenntnissen seines Nachbars Anerkennung zollte, schon seit gestern einigen Zweifel gehegt, ob Herr Hähnchen über die Biographie des Syllabus so ganz in's Reine gesetzt sei, wie er. Die ausweichende Antwort, welche eben der Fabricant seiner Frau gab, bestärkte ihn in dieser Vermuthung. So war er auch in der Absicht gekommen, allerdings seinem Nachbarn das mitzutheilen, war er im Allgemeinen über die gegenwärtige Unsicherheit auf dem Lande gestern erfahren hatte. Aber die Eröffnung bezüglich jenes gefährlichen Gauners wollte er sich für gelegener Zeit versparen, wo er vielleicht zum ersten Male mit seinen Kenntnissen vor Herrn Hähnchen auftreten und denselben belehren konnte. Herr Scheuermann glich hierin den Leuten, welche nicht viel haben und deßwegen wenig ausgeben, und sich einen Sparpfennig für die Zeit der Noth zurücklegen. So machte er es mit dem nicht sehr glänzenden Kassenbestande seines Wissens.

»Das nenne ich aber Geheimniskrämerei, ihr Herren« – rief Frau Hähnchen und schlug ein helles Gelächter auf, welches ihr Gemahl im Tone weiser Mäßigung mißbilligte. Aber seine Eehälfte hatte ihre böse Stunde; der ruhige Ton ihres Mannes reizte sie, ein Wort gab das andere,

und in wenig Minuten waren Herr Hähnchen und sein »liebes Kind« im höchsten Grade auf einander erbittert. Mit hochrothem Gesichte und flammenden Augen stand sie wie eine Furie vor dem Angebeteten ihres Herzens, und hielt ihm in Gegenwart des verblüfften Öconomen einen Spiegel vor, welcher für Herrn Hähnchen gerade nicht schmeichelhaft war. Dieser saß bleich und zitternd in dem Lehnstuhle und zerrte mit dem Tafeltuche fast das Kaffeegeschirr auf den Boden herab. Um aber die tragische Scene zu vervollständigen, fehlte der Chor nicht – in Gestalt des Hahnes. Als er Kampf witterte, erwachte die natürliche Streitlust in dem Hahnenbusen. Im Nu war er herbeigeflattert, faßte eine entsprechende Stellung auf dem Kopfe der Amorstatue, welche vor der Laube stand, und trat nunmehr mit gellenden Zwischensätzen als dritte Stimme in die Fuge ein, welche das Ehepaar mit Meisterschaft durchzuführen verstand. Übrigens erfordert es schon die Artigkeit, zuzugestehen, daß Frau Hähnchen bei weitem am vollkommensten ihre Aufgabe löste. –

Herr Scheuermann wußte später nicht recht, wie er Abschied genommen habe und zum Thore des Fabricanten hinausgekommen sei. Erst als er eine Zeit lang in seiner Kutsche saß, ward es ihm wieder behaglich. Er stellte Vergleiche zwischen Frau Hähnchen und Frau Scheuermann an; und, so manche laute Scene er mit dieser schon bestanden hatte, mußte er doch einräumen, seine eigene Enehälfte noch nicht in solchen kolossalen Pantoffeln gesehen zu haben. Dann dachte er wieder an die Veranlassung dieses ehelichen Zwistes und, nachdem er sich scheu im Walde umgeblickt hatte, seufzte er laut:

»Syllabus!« –

Er erschrak über sein eigenes Wort, und gab dies dem Braunen durch einen kräftigen Peitschenhieb zu verstehen. Das Thier griff unmutig aus und brachte den unwirschen Herrn schnell nach Hause.

Rike kam ihm mit einem Briefe entgegen, dessen Schreiber er sogleich an der Adresse erkannte. Es war Herr Kranich, sein Studienfreund zu Pflugfelden her. In seiner gewohnten lakonischen Kürze schrieb er:

L i e b e r F r e u n d !

Mein Sohn, der Caspar, kann vor Späthherbst nicht zu dir kommen, was ich dir hiemit zu wissen thue. Erbschaftsgeschäfte, die sich nicht

verschieben lassen, muß er besorgen. Aber er kömmt gewiß. Ärndte im Ganzen flau, Roggen schwer geladen; aber kein Obst. Gott befohlen!

Dein Freund B. K r a n i c h.

Herr Scheuermann las den Brief mit Bedacht mehrmals. Beim Abendessen sprach er kein Wort darüber; aber er hatte seiner Frau einen bedeutsamen Wink gegeben. Als er mit ihr allein war, gab er ihr denselben zu lesen. Darauf entwickelte sich zwischen Herrn und Frau Scheuermann ein Gespräch, welches mit gedämpfter Stimme sehr lange fortgesetzt wurde, und eigentlich erst seinen definitiven Abschluß erhielt, als Herr Scheuermann, in den Kissen seines Bettes begraben, laut zu schnarchen begann. Die unparteiische Geschichtschreibung aber erheischt die ausdrückliche Mittheilung, daß dieses Wechselgespräch in höchst friedlicher Weise, halb geflüstert, verlief, und sich zu dem Dialog von Herrn und Frau Hähnchen verhielt, wie das Säuseln des Frühlingswindes zu dem Hagelwetter mit Blitz und Donner, oder wie das Lied der Nachtigallen zu dem Parlamente, wenn der Präsident die Würde des Hauses nicht anders zu wahren vermag, als dadurch, daß er den Hut aufsetzt.

## **Diplomaten auf dem Lande.**

Der alte Jugendfreund Scheuermanns, Balthasar Kranich, wohnte in bäuerlicher Einsamkeit tief in den Bergen drinnen, wohin noch immer, was er oft voll Unmuth beklagte, keine Eisenbahn führte. Er war Landwirth, wie jener; nur schien es, daß es mit seinen Unternehmungen nicht so vorwärts gehe, wie dem Freunde in der Nähe der Residenz. Nichtsdestoweniger hatte er einen stattlichen Besitz, dessen Ländereien vielleicht noch ausgiebiger gewesen wären, wenn der Gutsherr und sein Sohn Caspar nicht lieber auf die Jagd gegangen wären, oder in dem nächsten Marktflecken lustige Kirchweihstage und sonstige Begnügungen mitgemacht hätten. Zudem fehlte auch die Frau im Hause; sie war längst gestorben, und hatte ihrem Gemahle nur einen Knaben zurückgelassen, welcher jetzt zum jungen Manne hoch aufgeschossen war. Die Natur hatte ihn eben nicht begünstigt. Sein Wuchs war überschlanke, und die

bösen Zungen im Dorfe wagten es geradezu von seinen Storchenbeinen zu sprechen. Dazu hatte er feuerrothe Haare, welche sein geröthetes, mit Sommersprossen reichlich geschmücktes und mit einer ungeheuern Nase versehenes Gesicht wie Pluto's Flammenkrone umgaben. Auch seine geistigen Fähigkeiten waren, ebenso wenig wie die seines Vaters, glänzend zu nennen. Beide aber hatte die gütige Natur dafür mit einer andern Gabe bedacht. Schlaues Wesen war dem alten Kranich ebenso wenig abzusprechen, wie Herrn Kranich junior eine gewisse Verschlagenheit.

Herr Scheuermann und Herr Kranich waren wieder einmal so recht der schlagendste Beweis des Satzes, daß Freundschaft oft nichts weniger sei, als die Verbindung gleichgestimmter Seelen. Zwei verschiedenartige Charactere, als diese beiden Freunde waren, konnten nicht leicht gefunden werden. Herr Scheuermann, welchen zu kennen wir bereits die Ehre haben, war gutmüthiger, furchtsamer Natur, und es bedurfte schon eines bedeutenderen Anpralles, um ihn aus seinem behaglichen Gleichgewichte zu bringen. Dabei war er ein ausgesprochener Freund häuslichen Stilllebens, und erklärte oft, daß sein Patriotismus das größte Opfer gebracht habe, während er als Volksvertreter den Sitzungen des Abgeordnetenhauses beiwohnen mußte, obgleich er die Heimat so nahe an der Residenz hatte. Herr Kranich dagegen war von herausforderndem Wesen; manche gingen sogar so weit, ihn als Prahlhans zu bezeichnen. Im Umgang war er daher nichts weniger als liebenswürdig; denn er machte seine Ansicht stets mit Gepolter und nicht selten ohne jeden Schliff der Artigkeit geltend. In dieser Beziehung stand Herr Scheuermann unbestrittener Maßen auf einer viel höhern Culturstufe, und wir werden nicht irre gehen, wenn wir diese Thatsache, zum Theile wenigstens, dem Umgang mit den hochgebildeten Männern zuschreiben, welche in dem Abgeordnetenhause wie die fette Sahne auf der Milch beisammen saßen. Außerdem hatte aber Herr Kranich, wie wir schon gehört haben, eine unbezähmbare Vorliebe für das Jagd- und Kirchweihleben. Was jedoch beide mit einander gemein hatten, war einerseits die praktische Lebensanschauung, welche sie übrigens nicht aus Büchern gelernt hatten, andererseits die unverkennbare und nie gehobene Schwierigkeit, sich

eine höhere solide Bildung, etwa wie jene des Hüttenwerkbesitzers Hähnchen, anzueignen.

Nichtsdestoweniger waren die beiden Landwirthe Freunde. Wenn sie sich auch selten schrieben und noch seltener sahen, der Bund, welcher vor Jahren von den hoffnungsvollen Zöglingen der landwirthschaftlichen Schule geschlossen worden war, blieb fest, und von Zeit zu Zeit gab sich dies in der rührendsten Weise kund. So versäumte nicht leicht der Eine den Andern auf bedeutendere landwirthschaftliche Ereignisse aufmerksam zu machen, und praktische Winke für den vortheilhaften Absatz der Bodenerzeugnisse zu geben. Herr Kranich hatte auch vor Jahren zu verschiedenen Malen die Kasse des Freundes in Anspruch genommen, die entliehenen Gelder aber pünktlich und mit Zinsen heimgezahlt. In der letzten Zeit aber beschäftigte die Freunde eine Angelegenheit, welche sie beide als höchst wichtig ansahen, und deren glücklichen Ausgang beide sehnlichst herbei wünschten. Es war dies nicht mehr und nicht weniger als die eheliche Verbindung der Tochter Scheuermanns mit Caspar Kranich. Das Brautpaar hatte sich zwar noch nie gesehen, und Herr Scheuermann erinnerte sich Caspars nur als kleinen Kindes, da er nach dem frühen Tode seiner Mutter langjähriger Zögling einer entfernteren Erziehungsanstalt geworden war und auf Reisen ging. Herr Kranich dagegen hatte sich in den letzten Jahren Rike angesehen; und da diese ihm wohl anstand, wußte er deren Eltern so viel Löbliches und Empfehlendes von seinem einzigen Sohne zu erzählen, daß der Plan unter ihnen reiflich und umständlich besprochen und die Heirath eine abgemachte Sache war, als der Vater Caspars den alten Freund verließ, um zu Hause mit dem Sohn das Weitere zu verhandeln.

War er dessen Zustimmung, so weit er ihn kannte, schon im Voraus gewiß, so hielten es dagegen die Eltern Friederikens für gerathen, vor der Hand der Tochter aus diesem Heirathsprojecte ein Geheimnis zu machen. Papa Kranich wollte zwar, nachdem er der Einwilligung der Eltern sicher war, sofort Friederiken die Eröffnung machen, um gleichsam schon eine vorläufige Verlobung auch ohne den Sohn zu feiern. Aber wie stürmisch er auch darauf drang, an dem entschiedenen Widerspruch der Frau Scheuermann fand er ein unübersteigliches Hinderniß. Ihr Gemahl

hätte sich vielleicht dem lebhaften Andringen des Freundes schließlich ergeben; aber sie machte mit allem Ernste auf die Gefahr aufmerksam, bei einem Mädchen, wie Rike, mit solchem Vorgehen Alles zu verderben. Denn sie kannte ihr Kind zu gut, um nicht mit aller Bestimmtheit behaupten zu können, daß Friederike sich nie und nimmermehr dazu bestimmen lassen werde, ihre Hand im Voraus auch nur bedingungsweise zu vergeben. Endlich stand der alte Kranich von seinem Drängen ab. Man beschloß im Familienrathe, die Sache vor Rike ganz geheim zu halten, und zunächst den Besuch Caspars zu erwarten, welchen sein Vater sobald als möglich auf die Freierei zu schicken versprach.

Da kam vom alten Herrn Kranich der Brief, welchen sein Freund zu Hause vorfand, als er von dem Eisenwerke heimkehrte. Das Schreiben meldete die Verzögerung des Erscheinens Caspars, und sogleich den Grund hiervon, dringende Erbschaftsangelegenheiten. Die Sache aber verhielt sich so.

Eine Erbschaft hatte Herr Kranich allerdings gemacht. Eine alte Base, mit welcher er seit Jahren in gar keiner Beziehung mehr gestanden war, hatte, aus jener rührenden Anhänglichkeit an den Familiennamen, den ihr fast fremden Vetter zum Universalerben ihres nichts weniger als unbedeutenden Vermögens eingesetzt. Herr Kranich senior weinte seit langer Zeit zum ersten Male wieder; aber es waren natürlich Freudenthränen über diese glückliche Überraschung. Bei Herrn Kranich junior aber brachte dieser gleichsam gefundene Schatz in einer Beziehung eine nicht geringe Sinnesänderung hervor. War er, als der Vater von der Brautschau nach Hause kam, ganz mit dem Heirathsprojecte einverstanden, welches man in dem Hause des Herrn Scheuermann berathen und festgestellt hatte, so wurde er jetzt doch anderer Meinung, als er aus dem Briefe des Notars, welchen die selige Base zum Testamentsexecutor bestellt hatte, sich vergewisserte, daß er nunmehr zu einem steinreichen Erben geworden sei. Denn, wenn auch die Landwirthschaft seines Vaters nicht in zerrütteten Verhältnissen war, so konnte man doch auch nicht sagen, daß sie glänzend stehe. Die Mitgift der Tochter Scheuermanns kam also stark in Berechnung, wiewohl Caspar sich darin gefiel, den bis über die Ohren Verliebten zu spielen, und die Zeit nicht erwarten zu

können schien, wo er seine zukünftige Frau zum ersten Male sehen sollte. Jetzt aber standen die Dinge anders, und selbst Vater Kranich fühlte das gleich heraus. Es war ihm daher durchaus keine Überraschung, als ihm sein Sohn, da sie in später Nacht etwas erhitzt aus der Weinschenke des Marktfleckens nach dem Hofgute ritten, seine Eröffnungen darüber machte.

»Vater!« – sagte Caspar, nachdem sie einige Zeit schweigend die dunkle Landstraße dahin getraht waren. Dabei riß er ganz unnöthiger Weise den gutmüthigen Schimmel nach der Seite, wo jener ritt.

»Hm!« – war die Antwort des alten Herrn Kranichs, welcher schon einige ganz bedenkliche Schwankungen im Sattel gemacht hatte.

»Ich habe mich besonnen« – fuhr der Sohn fort. Aber schon im nächsten Augenblicke stieß er ein nicht sehr anständiges Fluchwort aus, indem er seinen Hut fester in die Stirne drückte und sodann mit der Hetzpeitsche dem Pferde einen heftigen Schlag versetzte. Dem armen Thiere war heute Abend seine gewöhnliche Gelassenheit endlich ausgegangen, da die unruhige Hand des Reiters, welcher den Wein spürte, unaufhörlich am Zügel zerrte. Mit einem Seitensprunge hätte der mißhandelte Gaul seinen Herrn fast aus dem Sattel gehoben und in den Straßengraben gelegt.

»Nun, nun!« – sagte der alte Kranich unmuthig. – »Wann wirst du einmal das Reiten lernen, Caspar?«

»Die alte Schindmähre!« – schalt der Sohn, welcher übrigens nicht wagte, die Dressur des Schimmels in der frühern Weise fortzusetzen.

»Na! – Du wolltest ja etwas sagen?« – fragte der Vater.

»Ja, das wollt' ich, und es betrifft – meine Heirath.«

»So!« – brummte der Alte.

»Ich meine – oder vielmehr ich bin fest entschlossen« –

»Doch nicht die Sache mit Scheuermanns rückgängig zu machen? – He?«

»Warum nicht?« – fragte der Sohn.

»Geht nicht, Caspar!« –

»Warum soll's nicht gehen? Hab' ich mein Wort gegeben?« –

»Aber ich gab's, Caspar!«

»Zum Voraus! Ich bin ein freier Mann!« – rief der Sohn aus; und bewies es seinem Schimmel, indem er ihm, ohne allen Grund, wiederum einen Peitschenhieb versetzte, so daß der Gaul hoch aufbäumte.

»Nur gemacht, Caspar, gemacht!« – mahnte der Vater, indem er abermals schwankte, und mit der Nase fast die Mähne seines Pferdes berührte. Nachdem er sich wieder in die verticale Richtung gebracht hatte, fuhr er fort:

»Caspar!« –

»Was?«

»Hab' die Sache auch schon überlegt. Wie wär's, wenn du erst selber auf die Brautschau gingst? – Verstanden?«

»Und von den Alten schon unter der Thüre als Schwiegersohn begrüßt würde! Dank' schön!« Der treulose Bräutigam schlug bei diesen seinen Worten ein schallendes Gelächter auf.

»Caspar!«

»Was?«

»So mein' ich nicht« – sagte der Vater und hielt sich mit einer Hand bereits am Sattelknopfe – »Ich meine – incognito?«

»Das verstehe ich nicht« – erwiderte kurz der Sohn.

»Dummkopf!« – murrte der Vater. »Ich meine du solltest dir die Rike ansehen, ohne daß sie dich kennt.«

»Donnerwetter!« – rief der Sohn lachend aus, und hielt den Schimmel ganz nahe zu dem Vater, um ihm in's Gesicht sehen zu können, ob das Ernst sei.

»Wer kennt dich in Scheuermanns Haus?« – fuhr der alte Kranich fort. – »Niemand. Also du gehst hin, gibst dich für irgend wen aus, siehst dir die Haushaltung und die Tochter an, und wenn sie dir gefällt, warum sie dann nicht nehmen?«

»Gefällt sie mir aber nicht, Papa?«

»Dann gehst du, wie du gekommen.«

»Das läßt sich hören« – meinte Caspar.

»Es wird sich dann schon eine Ausrede finden« – sagte der Alte, und suchte mühsam den einen Steigbügel wieder zu gewinnen, welchen sein rechter Fuß verloren hatte. Bei diesem heikelen Geschäfte verlor er aber

dermaßen das Gleichgewicht, daß Caspar zu rechter Zeit hart an ihn herangeritten war. So brachte er ihn wieder mühsam aufrecht in den Sattel, wie einst die Spanier den todten Cid Campeador. Der alte Rappe aber schien die Sache aus Erfahrung zu kennen, und Einsicht genug zu haben. Denn er blieb wie ein Lamm stehen, bis sein Herr wiederum die aufrechte Linie gefunden hatte, und mit beiden Füßen bis zu der Ferse in den Bügeln stack.

Der Sohn merkte, daß es Zeit sei, nach Hause zu kommen. Er bat den alten Herrn, mit beiden Händen dem Rappen in die Mähne zu fahren, und ihm den Zügel zu überlassen. Der Papa ging sehr gelehrig darauf ein, und schweigend setzten sie den Ritt fort, bis sie das Hofthor des Landsitzes um Mitternacht glücklich erreicht hatten.

Das alte Sprichwort bewährte sich auch wiederum in diesem Falle: in vino veritas. Als die beiden Kraniche nach Hause gekommen waren, verstand es sich von selbst, daß keiner von ihnen Lust oder auch nur die Fähigkeit hatte, das auf dem nächtlichen Heimritte begonnene Gespräch zu Ende zuführen. Wenn aber auch Vater Kranich am nächsten Tage sich nicht mehr genau Rechenschaft zu geben wußte, was er auf dem Wege gesprochen habe, so bewies doch die nächste Unterredung mit seinem Sohne, daß es sein überlegter Plan war, Caspar incognito zu seinem Freunde Scheuermann zu schicken. Die Scrupel, welche ihm bei dem Gedanken an die alte langjährige Freundschaft gekommen waren, hatte er sich schon selber beschwichtigt. Denn es lag doch am Tage, daß so bedeutend veränderte Zahlen im Vermögensstand eine Änderung des Geschmackes nach sich ziehen mußten. Zudem war man ja der Braut selber nicht einmal sicher, und schon aus diesem Grunde konnte kein verständiger Mensch dem jungen Herrn Kranich es verargen, wenn er sich nicht der Gefahr aussetzten wollte, einen Korb mit nach Hause zu tragen. Zerschlug sich das Project, weil Caspar keinen Gefallen an der Sache fand, so hoffte sein Vater, den gutmüthigen alten Freund Scheuermann schon wieder in die Reihe zu bringen; denn ein eigentlicher Bruch mit demselben wäre ihm doch eine recht ärgerliche Sache gewesen. Übrigens erwartete Herr Kranich eher, daß sein Caspar sich zum Freien verstehen werde; während dieser selbst sich es in den Kopf gesetzt

hatte, sich durchaus nicht einfädeln zu lassen, wie er sagte, und sich so theuer als möglich zu verkaufen.

Beim rechten Lichte betrachtet, war aber der alte Kranich, nachdem die Erbschaft dazwischen gekommen war, noch gleichgültiger gegen das jetzt sehr ungelegene Heirathsproject, als sein Sohn. Der Gedanke, nunmehr seinem reichen Erben noch eine weit reichere Frau und dadurch demselben die höchste Stufe des irdischen Glückes, den Stand eines Millionärs, zu verschaffen, war zu verführerisch, als daß sich der Vater nicht von denselben hätte einnehmen lassen.

Bald war es daher zwischen Vater und Sohn abgemachte Sache, daß mit feiner Diplomatie in der delicatesen Angelegenheit zu verfahren sei. Jener sollte an seinen Freund schreiben, daß der Sohn jetzt zu erscheinen durch eine Erbschaftsangelegenheit verhindert sei; dagegen blieb es Caspars Aufgabe, sich unvermerkt nach der Residenz aufzumachen und von dort aus mit aller Schlaueit das Abenteuer im Hause Scheuermanns auszuführen.

Und so geschah es auch. Als Papa Kranich der Brief an seinen »guten« Scheuermann geschrieben, und nach altmodischer Weise beim Siegeln mit dem Kranichpetschaft eine ganze Sonnenscheibe rothen Siegel-lacks verschwendet hatte, schüttelte er nochmals bedenklich den Kopf. Aber die Liebe zur Geradheit und Aufrichtigkeit behielt nur einen letzten Augenblick die Oberhand; im nächsten war der Verrath an dem alten, stets sehr ergebenen Freunde »vollendete Thatsache.«

»Pah!« – sagte Herr Kranich im Selbstgespräche – »ein bischen Heuchelei mehr oder weniger in der Welt wird der Reputation unsers Jahrhunderts weder schaden, noch ihr auf die Beine helfen. Sagten doch große Staatsmänner, daß die politische Heuchelei erlaubt sei. Um wie viel mehr die familiäre und Privatheuchelei – behauptete ich. Denn kein ehrlicher Mann kann leugnen, daß den Staatsactionen gegenüber Familiengeschäfte Bagatellen sind.«

Herr Kranich, der Jüngere, philosophirte gar nicht über solche Dinge. Er war schon in einer Zeit geboren, wo man das Lügen im Großen und im Kleinen, in Zeitungen und Telegrammen, im Handel und Wandel für eine der dankenswerthesten Errungenschaften der Cultur und Civilisa-

tion ansah. Er freute sich, die Residenz zu sehen, Theater und Kaffeehäuser zu besuchen, und nebenbei die Bekanntschaft der Familie Scheuermann zu machen, ohne von ihr erkannt zu sein.

In der fröhlichsten Laune nahm er gleich am nächsten Tage Abschied von seinem Vater, welcher gar nicht fertig werden konnte, ihm gute Rathschläge für die Reise und sein Verhalten zu geben. Als er mit wohlgefülltem Koffer und strotzender Börse in der alten Kalesche saß, um zur nächsten Eisenbahnstation zu fahren, dünkte er sich unternehmender als ein Weltumsegler und seiner Erfolge gewiß, wie Alexander der Große.

»Caspar, Caspar!« – sagte der Vater, als er ihm über den Kutschenschlag zum Abschied die Hand reichte – »Nur Eines nicht!«

»Was denn, Papa!«

»Mach mir nur keine dummen Streiche!« rief der Alte und seufzte.

»Ach was!« – rief der Sohn ganz unwillig. »Heiße ich nicht Caspar Kranich?« –

## Ein nächtlicher Überfall.

Am nächsten Sonntag fuhren unerwarteter Weise Herr und Frau Hähnchen in elegantem Wagen bei Herrn Scheuermann vor, welcher nicht weniger als seine Frau von diesem Besuch überrascht war. Aber die zarte Absicht lag so nah. Das liebe Ehepaar wollte den schlimmen Eindruck der Scene, deren stummer Zuschauer vor acht Tagen der Landwirth im Garten des Eisenwerksbesitzers gewesen war, so bald als möglich wieder beseitigen. Frau Hähnchen legte es mit feiner Demonstration darauf an, und hatte selbst ihre Toilette mit Sinnigkeit darauf berechnet. Auf dem thurmhohen Haarputze trug sie eine förmliche Wiese von Veilchen und Vergissmeinnicht, und an ihrem Herzen stack ein großer Strauß von »Je länger je lieber.« Dabei überschütteten sich die beiden Ehegatten mit den süßesten Bezeichnungen, und wer sie heute zum ersten Male gesehen hätte, müßte ihre Ehe für die harmloseste Idylle gehalten haben.

»Mein Engel!« – sagte Frau Hähnchen zu ihrem Manne, als sie an den sorgfältig gepflegten Blumenbeeten des Gartens vorüber kamen. – »Siehe doch, welche herrliche Camellien! Wolltest du mir nicht auch solche zum Geschenke machen? Zu meinem Namenstage, der, wie du weißt, in den nächsten Wochen eintrifft? – Wie?«

»Gewiß, theuere Cornelia!« – versetzte mit dem liebevollsten Register seiner Stimme Herr Hähnchen. »Ich werde sie selber in der Residenz bei dem Hofgärtner bestellen.«

»Das haben Sie nicht nöthig« – sagte Herr Scheuermann. »Meine Frau macht sich ein Vergnügen daraus, Ihrer verehrten Gemahlin ein solches Angebinde zu übersenden.«

Frau Hähnchen dankte mit anmuthiger Verbeugung gegen das Scheuermann'sche Ehepaar, und die Veilchen= und Vergissmeinnichtpflanzung auf der schwindelnden Höhe ihrer Frisur neigte sich drohend, als wollte sie den Öconomen sammt seiner Frau in ihrem Dufte begraben.

»Liebe Seele« – sagte der Eisenwerksbesitzer mit sorgender Zärtlichkeit zu seiner Frau, als man auf der Veranda des Hauses Platz genommen hatte, um einige Erfrischungen zu kosten. »Ich weiß zwar, daß Johannisbeeren eine deiner kleinen Leidenschaften sind, und ich zweifele auch nicht daran, daß diese hier aus dem Garten unseres Freundes ganz vorzüglich sein werden; aber ich möchte dich doch gebeten haben, deine zarte Gesundheit zu berücksichtigen. Du weißt, es bekommt dir nicht gut, beste Cornelia.«

»Ja, ja! So muß man immer die Weiber bewahren, wie kleine Kinder« – meinte der Hausherr.

»Aber, lieber Scheuermann!« – versetzte dessen Frau – »bei mir bist du doch nicht in diesen Fall gerathen.«

»Ja, theuerste Freundin« – rief Frau Hähnchen, indem sie ihre feinen Handschuhe mittelst geschickter Führung des silbernen Löffels zur Schau stellte – »Sie sind eine Ausnahme. Aber wir andere arme Frauen bedürfen nur zu sehr des Schutzes und der Nachsicht unserer Gebieter. Nicht wahr, mein Robert?« – –

»Haben Sie schon von der Geschichte Seiner Excellenz des geheimen Rathes von Maienthal gehört?« – fragte Herr Hähnchen seinen Nachbar leise, indem er ihn auf die Seite nahm.

»Wie? – was? – Nicht das Mindeste!« – flüsterte betroffen der Landwirth.

»Unser beiderseitiger verehrter Freund hat auf seiner Villa drüben einen sehr unangenehmen Besuch gehabt« – fuhr der Fabrikant mit gedämpfter Stimme fort.

»Besuch? – Wie so, unangenehm?« – fragte Herr Scheuermann, und war schon ganz aufgeregt.

»Nun, einen nächtlichen Besuch von der elenden Diebsbande, welche die ganze Gegend unsicher macht« – versetzte Herr Hähnchen.

Der arme Öconom entfärbte sich, er wurde bleicher und bleicher, während ihm der Nachbar das ganze Abenteuer des geheimen Rathes mittheilte. Dieser wohnte mit seinem Diener und seinem Koche ganz einsam auf seinem reizenden aber etwas abgelegenen Landsitze. Vor einigen Tagen wurde er von vermummten Dieben überrascht, welche ihn und seine Dienerschaft aus den Betten holten und mit aller Artigkeit in den Keller zerrten, worauf sodann die Spießgesellen die Geldkasse mit Ruhe gründlich leerten, und außerdem noch werthvolle Kleinigkeiten in Silber und Gold mitnahmen.

»Also vermummt waren die Kerle!« – sagte Herr Scheuermann und wollte lachen. Aber die Stimme versagte ihm aus Angst. – »Hat man denn nicht die Polizei herbeirufen können?« – frug er.

»Aber wo denken Sie hin! Seine Excellenz waren ja mit Kammerdiener und Koch in den Keller eingesperrt« – sagte Herr Hähnchen.

Sprachlos saß der Landwirth da, und wollte seinen Schreck hinter einer tüchtigen Prise Tabak verbergen. Aber seine Hände zitterten dermaßen, daß er die goldene Dose nicht zu öffnen vermochte.

»Höre nur, Scheuermann« – rief jetzt seine Frau zu ihm herüber – »welche große Güte Frau Hähnchen für unsere Tochter haben will!«

»Ja, wir sind eigentlich deswegen gekommen,« – sagte Frau Hähnchen – »um diese Einladung zu machen.«

»Welche Einladung? – fragte der Öconom, welcher sich mühsam zu fassen suchte.

»Sie erinnern sich, bester Scheuermann,« – versetzte der Eisenwerkbesitzer – »daß Sie meiner guten Frau lange schon versprochen haben, ihr die Gunst zu erweisen« –

»Welche Gunst?« – fragte Herr Scheuermann zerstreut; denn er beschäftigte sich in Gedanken mit dem nächtlichen Überfalle in der Villa des geheimen Rathes.

»Nun« – fiel seine Frau etwas ungeduldig ein – »Frau Hähnchen will so gefällig sein, unsere Tochter in's Theater mitzunehmen.«

»Die Räuber von Göthe werden doch nicht aufgeführt werden?« – rief der noch immer aufgeregte Hausherr.

»Von Schiller – wollten Sie sagen; Sie versprochen sich, Herr Scheuermann« – versetzte Frau Hähnchen mit einer literarhistorischen Würde und Bescheidenheit, welche ihre vortreffliche, gründliche Institutsbildung abermals in das vortheilhafteste Licht setzte.

»Aber was du für sonderbare Ideen hast, Scheuermann!« – sagte seine Frau. »Im Übrigen kommt nichts darauf an, was gespielt wird, wenn man sich nur gut amüsirt.«

»Allerdings – freilich!« – versetzte ihr Eheherr, indem er immer noch nach Fassung rang.

»Ich sah auf unserer letzten Reise« – sagte Frau Hähnchen – »im Burgtheater zu Wien das vortreffliche Schauspiel unsers edeln Theodor Körner: »Hedwig, die Banditenbraut« – und ich gestehe Ihnen, ich war davon entzückt, obwohl der Stoff in das »Banditale« schlägt, wenn ich mich so ausdrücken darf.«

Nach dieser ästhetischen Kraftanstrengung, welche mit volltönender Stimme vorgetragen wurde, lehnte sich die Frau des Großfabricanten majestätisch im Gartensessel zurück.

»Aber erlaube mir eine kleine Bemerkung, meine Theuerste!« – sagte Herr Hähnchen, indem er seine Frau mit einem Blicke der Bewunderung ansah – »Du müsstest doch gestehen, daß du eine Woche lang im Traume den Schuß Hedwigs hörtest.«

»Wird in diesem Stücke totgeschossen?« – fragte Herr Scheuermann, abermals in Angst gerathend. – »Doch ich erinnere mich selbst, in der allerliebsten Räuberoper »Fra Diavolo« sogar ein kleines Gefecht gesehen zu haben. Freilich, dieser Fra Diavolo war, so zu sagen, ein gebildeter Räuberhauptmann. Wenn man überhaupt mit solchen Leuten zu thun haben muß« – er seufzte dabei leise – »so möchte ich doch lieber von solchen artigen Herren ausgeraubt sein.«

»Wo denken Sie hin, verehrtester Nachbar« – beschwichtigte Herr Hähnchen, welchen der Gedankengang des Hausherrn klar zu werden begann.

»Und zudem ist Rike ein sonderbares Mädchen« – sagte deren Mutter: »Ich glaube, sie hat keine Nerven. – Papa, wir gönnen, denk' ich, dem Kinde die Freude, und nehmen das gütige Anerbieten der Frau Hähnchen dankbar an.«

»Ganz gewiß« – sagte Herr Scheuermann, und dachte schon wieder an Seine Excellenz den geheimen Rath, welchen die Spitzbuben in der Nachttoilette in seinen eigenen Keller gesperrt hatten.

»Fräulein Friederike nimmt dann nach dem Theater bei uns vorlieb« – sagte Frau Hähnchen. »Ich habe ihr schon unser freundlichstes Fremdenzimmer in Bereitschaft stellen lassen.«

»Und morgen frühe« – fügte ihr Mann hinzu – »bringe ich Ihnen die Tochter zurück. Nicht wahr, meine Cornelia?«

»Völlig einverstanden, bester Robert!«

»Aber wo ist denn das Mädchen?« – rief Frau Scheuermann aus. »Rike, Rike!«

Die Mutter hätte noch so laut rufen können, die Laute hätten das Ohr der Tochter nicht erreicht. Denn sie war seit mehr als einer Stunde durch die hintere Gartenthüre auf ihr altes Lieblingsplätzchen gegangen, welches ihr in der jüngsten Zeit nur noch um so theurer geworden zu sein schien. Benützte sie doch fast jede freie Zeit, um dahin zu eilen, und so lange als möglich dort in der Einsamkeit zu verweilen.

Der Ort, welchen Rike mit so vieler Vorliebe aufsuchte, war nun an und für sich weder malerisch, noch bot er ein schönes Landschaftsbild. Kein Maler würde ihn in sein Skizzenbuch gezeichnet, oder dort seinen

Feldstuhl aufgeschlagen haben, um die Aussicht aufzunehmen. Aber es war der Spielplatz der Kindheit Friederikens; er muthete sie an, wie ein altes Tagebuch, in welchem man stets gerne wieder blättert, selbst wenn man es längst auswendig weiß. – Zwei Pappeln, welche man fast langweilig nennen konnte, standen auf dem Hügel, der hinter dem Hofgute hinanlief. Daneben umgaben einige Brombeerstauden eine Quelle, welche jedoch nur im Frühjahre nach starkem Schneefall und im Herbst nach häufigen Regengüssen mit Wasser gespeist war; in der übrigen Zeit des Jahres sickerte sie nur spärlich. Desto größer aber war die Freude Friederikens, wenn sie ihre traute Quelle wirklich murmeln hörte. So viel hatte die stiefmütterliche Natur für den Platz gethan; aber seine freigebige Gönnerin hatte ihn mit Kunst verschönert. Wilde Rosen waren oberhalb am Hange gepflanzt, und die schattige Stelle darunter mit einer Steinbank versehen – ein Geschenk des Vaters, von welchem es sich Friederike einst zum Angebinde ihres Namenstages erbeten hatte. Auf dem Rasen davor fehlte es auch an Blumen nicht; eine schlanke Lilie beugte sich vertraulich zu dem Mädchen, welches regungslos auf der Bank saß.

Es war ein wunderbar einfaches und doch so anziehendes Bild – die beiden Blumen in stillem Sinnen, eine neben der anderen, Rike und die Lilie. Was sagten sie einander?

Es blieb kein Zweifel, Rike war seit den letzten Tagen eine andere geworden. Nicht als ob sie sich selber verloren, und den heiligen Schatz ihres Herzens eingebüßt hätte. Aber die Knospe war zum Kelche aufgegangen; die irdische Seligkeit und zugleich das Weh der Erde war ihr nähergetreten, die Hoffnung und der Ernst des Lebens nahmen sie in Anspruch. Seit ihrem letzten Gespräche mit Theobald war sie sich über das geheimnisvolle Band, welches sie beide fesselte, ganz klar geworden; und so wollte sie auch, der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nach, über Alles klar werden, was diese Stellung zu dem Manne ihres Herzens ihr zur Pflicht machte. Wenn sie daher in diesem Sinnen lange an der Brombeerstaude saß, so war dies kein eitles träumerisches Brüten, welches so oft sogar schädlich und gefährlich zu werden vermag, sondern es war eine aufrichtige Einkehr in sich selbst. Dann schweifte zwar

manchmal ihr feuchter Blick hinüber nach dem Dorfe, wo aus dem Grün der Bäume, ihr wohl erkenntlich, das Dach des Hauses der Frau Hartwig herüberwinkte; aber alsbald haftete ihr Auge wieder auf der Schwester neben ihr, der makellosen Lilie, und es war, als wollte sie die Blume fragen, wie sie's vermöge, so einsam schön und unberührt zu blühen.

»Stumme Lilie!« – sprach sie vor sich hin. »Muß ich nicht reden – reden mit der Mutter?«

Da hörte sie laut ihren Namen rufen, und erschrak um so mehr, als sie die Stimme ihrer Mutter erkannte.

»Rike! – wo steckst du denn?« – rief diese von der geöffneten Gartenthüre herauf. Und dem altgewohnten Zuge des Gehorsames folgend, flog Friederike den Hügel herab, und fand die Eltern mit den Gästen auf der Veranda.

Die Einladung der Frau Hähnchen kam ihr jetzt gerade recht ungelegen. Aber sie las in den Augen ihrer Mutter, daß sie nicht abschlagen durfte. Zudem war ihre jugendliche Wißbegier doch auch zu groß, um nicht den Wunsch zu haben, das weltberühmte Theater der Residenz einmal zu sehen. So war sie bald reisefertig und ehe eine halbe Stunde verging, saß sie neben Frau Hähnchen in der eleganten Equipage, welche sie nach dem Musentempel der Hauptstadt führte.

Frau Scheuermann hatte sich nach der Wegfahrt ihrer Freundin, wie sie Frau Hähnchen deren Gemahl gegenüber nannte, zurückgezogen, und die beiden Herren saßen allein bei bayerischem Bier und Havannaduft. Herr Scheuermann hatte sicher erwartet, daß der Nachbar nun ein Gespräch über den Syllabus beginnen würde, und war sehr gespannt darauf. Aber er täuschte sich. Der Grund davon war einfach der, daß Herr Hähnchen zwar etwas mehr über den Syllabus wußte, als der Öconom, aber doch war ihm das Ganze nicht so klar, um darüber perorieren zu können. Auch hatte er an jenem Abend sein klassisches Fremdwörterbuch nachgeschlagen. Aber diese »wissenschaftliche Hülfquelle,« welche weniger zart »Eselsbrücke« genannt wird, gab keinen Aufschluß; das Wort fehlte unbegreiflicher Weise. So entschloß er sich denn, einmal in der Residenz bei einem vertraulichen Gelehrten sich besseren Rath zu erholen. Doch dazu hatte er bis jetzt die Zeit noch nicht gefunden. Übr-

gens entsprach, wie sich bei so gebildeten, auf der Höhe des Jahrhunderts stehenden Männern nicht anders erwarten ließ, der ernste Gegenstand ihres Gespräches alsbald der hervorragenden Culturstufe derselben.

»Ja, ja, die Streiche, die Streiche!« – rief Herr Scheuermann aus.

»Die strikes« – verbesserte Herr Hähnchen – »ein englisches Wort. – Meinen Sie, daß ich mir dieselben gefallen lassen würde?« –

»Aber was wollen Sie machen?« – fragte Herr Scheuermann.

»Hier muß man vorbauen, Verehrtester!« – sagte der Eisenwerkbesitzer. – »Und ich rathe Ihnen dringend, in ähnlicher Weise zu verfahren, obwohl Sie als Öconom so glücklich sind, mit dem in der That scheußlichen Proletariate der Fabrikarbeiter nicht in Berührung zu kommen.«

»Nun, nun« – meinte der Landwirth – »Knechte und Tagelöhner sind auch Schlingel.«

»Aber kein solches Gesindel, wie die Fabrikbrut« – versetzte scharf Herr Hähnchen. »Man muß die gärende Masse mit Gewalt niederhalten, man muß den Lästermäulern das rechte Gebiß anlegen.«

»Und das wäre?« – fragte der Öconom und hielt eine frische Zigarre an die Wachskerze.

»Es kommt mir lächerlich vor« – sagte der Industrielle, und sein ganzes Wesen zeigte eine große Aufregung – »mit diesen Tagelöhnern und Handwerkern uns in Vergleiche einzulassen. Wie weit kommen wir damit? – Reichen Sie dem gefräßigen Haifisch nur harmlos den Finger, und er reißt Ihnen den ganzen Arm vom Leibe, und verschlingt sie zuletzt.«

»Hm, hm!« – schaltete Herr Scheuermann ein und schlürfte lange Züge aus seiner aromatischen Zigarre.

»Ich bewundere Ihre Harmlosigkeit oder Gleichgültigkeit, oder wie soll ich sagen?« – versetzte der Großfabrikant nicht ohne Gereiztheit.

»Aber, lieber Herr Nachbar!« – sagte Herr Scheuermann – »was soll man da sagen, was thun? So weit ich in den Zeitungen lese, haben die »Streiche« –

»Strikes, ein englisches Wort« – verbesserte Hähnchen abermals.

»Nun also« – fuhr der Öconom gutmüthig fort – »aber es bleiben doch immer böse Streiche« – fügte er wie in Parenthese dazu. »Nun also

diese Arbeitseinstellungen haben immer nur ein einziges gewisses Resultat, den Schaden nämlich der Fabrikherrn sowohl als der Arbeiter. Am Ende, wenn die Maschine lang genug still gestanden in der Werkstätte des Herrn und im Magen des Arbeiters – dann vergleicht man sich doch wieder.«

»Was ich in ähnlichem Falle nie thun würde!« – schrie der Eisenwerkbesitzer.

»Ja!« – versetzte der Landwirth – »Sie waren noch nicht in ähnlichem Falle« –

»Und werde auch nimmermehr hineinkommen« – fiel der Fabrikant ein. »Und warum? – Das ist es eben, was ich sagen wollte. Man muß vorbauen; und ich – ich habe das gethan. Man muß dieses Volk ganz in der Hand haben. Das ist das ganze Geheimnis. Noch wenige Jahre, und alle meine Fabrikarbeiter leben auf meinem Grund und Boden, so wie sie mein Brod essen.«

»Bedenkliche Sache – das!« – meine Herr Scheuermann.

»In wie fern?« – rief Herr Hähnchen aus – »In wie fern? – Wer den Trieb der Selbstständigkeit in sich fühlt, den lasse ich in der Jugend wandern; er wird schon in der Welt sein Unterkommen finden. Wer sich fügen will, kann bleiben mit Weib und Kind – aber auf meinem Eigenthum, so wie in meinem Dienst.«

»Aber wenn sie dennoch gehen?«

Der Großfabrikant lachte.

»Ja, das könnte wohl geschehen« – sagte er – »wenn sie was anders gelernt hätten.«

»Verstehe, verstehe« – versetzte Herr Scheuermann.

»Man muß nur die richtige Arbeitsteilung durchführen« – sagte Herr Hähnchen, »welche ja ohnehin die Seele des Fabrikwesens ist. Wer von Kindesbeinen an stets hinter einer oder derselben Maschine, an einem und demselben Rade der Maschine bei einer und derselben Schraube an ihr gestanden und gleichsam ein wesentliches Stück von ihr geworden ist, bis auch dieses noch einmal in Zukunft durch eine neue Verbesserung überflüssig werden wird: der macht als Mann, zumal wenn er die Stube voll Kinder hat, keine Sprünge mehr. Er muß hinter der Maschine

stehen bleiben, wenn er mit seinen Rangen sammt dem Weibe nicht verhungern will. Gesetzlich ist er ein freier Mann, und diese Freiheit bestreitet ihm Niemand, am wenigsten ich. Aber in meinem Geschäfte bin ich der Herr, und die Maschine muß gehorchen, sei sie nun von Eisen oder – von Fleisch.«

»Freilich, freilich!« – meinte Herr Scheuermann und blies mit großer Sorgfalt den Schaum von dem frischen Glas Bier, welches ihm so eben die Magd gebracht hatte. Er fand sich unbehaglich bei dieser Wendung des Gespräches. Denn, wenn sein verehrter Herr Nachbar jetzt redete, wie er viele reiche Leute schon sprechen gehört hatte, ohne sie widerlegen zu können: so war dennoch sein Herz viel zu gut, als daß es sich gegen solche Dinge nicht gesträubt hätte. Als er daher dem wirklich vortrefflichen Gerstensaft mit einem entschiedenen Zuge zugesetzt hatte, kam ihm auch eine gewisse Entschiedenheit in dieser Sache, und er sprach:

»Aber was wird dann eigentlich aus dem armen Volk?«

»Was, Volk!« – fuhr der Großfabrikant auf. – »Wir sind das Volk! Wir haben die Bildung und die Mittel. Wer würde für den Fortschritt, wer für die Aufklärung eintreten, wenn wir es nicht wären? Wo ständen wir mit der politischen Entwicklung und mit der nationalen Erhebung, wenn wir mit unseren geistigen Schätzen und – sagen wir es nur – mit unserem Gelde nicht dafür einträten?«

Herr Scheuermann hatte vor diesen Wörtern, so oft er sie auch in der Kammer gehört und in den Zeitungen gelesen hatte, einen solchen Respect, daß er keine Gegenrede wagte. Er erlaubte sich lediglich eine tiefsinnige Bemerkung.

»Ja! Die Bildung« – sagte er – »haben wir vollständig; aber was das Geld betrifft, so fühlt sich doch wohl Jeder für sich am besten seinen Mangel.«

Der Hüttenwerkbesitzer hatte die letzte Spruchweisheit seines Nachbarn in seiner Aufregung überhört. Er blies mächtige Rauchwolken, so daß sein Haupt einem Vulcane ähnlich sah, und er fuhr in seiner Rede als Cicero pro domo fort:

»Oder wollen Sie den Socialismus? Wollen Sie die rothe Commune?«

»Bei Leibe, bei Leibe!« – ächzte der Landwirth.

»Wollen Sie mir zumuthen, daß ich mir von meinen Proletariern die Höhe des Arbeitslohnes vorschreiben lasse – ich, der ich nicht nur mein Vermögen, sondern – was mir unendlich höher steht – meine Bildung bei meinem Unternehmen einsetzte? Oder wollen Sie selbst vielleicht ihre Knechte und Tagelöhner bestimmen lassen, welche Procente Sie von Ihren Gütern, die doch I h r Eigenthum sind, ziehen wollen? – Und was wäre denn dieses arme Pack von Tagelöhnern und Handwerkern, wenn wir nicht da wären mit unserer Intelligenz!« –

Sobald Herr Hähnchen an das Wort »Intelligenz« in seinen Reden gelangte, hatte dies immer eine ähnliche Wirkung wie das abermalige Aufziehen einer Spieluhr. Mit aller Genauigkeit begann die oft gehörte, unsterbliche Melodie auf's neue, und flötete fort, bis der letzte Stift der Walze sich abgespielt hatte. So erging es auch jetzt wieder. Fast andächtig saß unser Öconom dabei, und hörte das liebliche Glockenspiel der liberalen Phrasen mit aller Ehrerbietung an, wenn auch sein ehrliches Herz manchmal ein wenig rebellisch zu werden drohte.

»Das sind meine Grundsätze« – so endete Herr Hähnchen. »Sie sind Ihnen schon längst bekannt. Aber Sie wußten vielleicht nicht, wie fest meine wahrhaft freisinnige Überzeugung gewurzelt sei.«

»Doch, doch!« – versicherte Herr Scheuermann freundlich.

»Eines gehört allerdings dazu« – fügte der Großfabrikant noch bei – »und das macht mich oft nachsichtig, wenn ich die Charakterschwäche an Andern beklagen muß. Man muß so unabhängig, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, so ungestört in seinem Geschäftskreise sein, wie ich es glücklicherweise bin, der ich weit und breit keine Concurrnz zu fürchten habe. Nur dann kann man diese nationalöconomische Frage so energisch lösen, wie ich es thue.« – –

Das köstliche Bier war zu Ende, und damit auch für heute der oratorische Beruf des Herrn Hähnchen. Er hatte sich sein Reitpferd nachkommen lassen, und der Jockey hielt schon lange mit dem prächtigen englischen Fuchs vor dem Thore. So verabschiedete er sich denn bei der Hausfrau, und drückte verbindlich dem Nachbar die Hand, welcher es freundlich erwiderte, obschon ihn die heutige Unterhaltung etwas

wurmte. Herr Hähnchen aber bewies sich, als er im Sattel saß, als gewandter Reiter, und schien sich nicht wenig auf seine Kunst gut zu thun. Frau Scheuermann stand oben am offenen Fenster. Er grüßte höchst anmuthig mit der Reitgerte hinauf, und sprengte mit seinem Reitknechte, welcher ihm in gemessenem Abstände folgte, waldeinwärts nach Hause.

—

»Was hast du denn, Papa?« – fragte Frau Scheuermann ihren Mann, welcher hereingekommen war, sich schweigend auf das Sopha setzte, und plötzlich seufzte.

Herr Scheuermann wußte selbst keine Antwort darauf zu geben. Er war in jener schlimmen Stimmung, welche wir mit jenem undefinirbaren Worte üble Laune zu nennen pflegen. Diese Verdrießlichkeit setzt sich, wie nicht selten der trübe Himmel, aus verschiedenen dunkeln Wolken zusammen. Das letzte Zwiegespräch mit seinem verehrten Nachbar war ihm unangenehm gewesen, noch unangenehmer die Nachricht von dem entsetzlichen Abenteuer des armen geheimen Rathes. Dann war es ihm auch gerade nicht angenehm, seine Tochter mit Frau Hähnchen in das Theater fahren zu sehen. Er fürchtete allerlei, und natürlich auch die Unsicherheit des Heimweges in der Nacht. Aber er hatte doch nicht den Muth gehabt, die Einladung für Rike auszuschlagen; und auch dieses ärgerte ihn jetzt hinterdrein. Am Ende war, wie bei jeder üblen Laune, die Verdrießlichkeit selber der Hauptgrund der Verdrießlichkeit. Der arme Mensch erbost sich zuletzt selber über seine eigene Griesgrämigkeit. So ging es auch Herrn Scheuermann.

»Punctum!« – sagte er endlich ganz laut, und erschrak fast über seine eigene Stimme.

»Aber, Scheuermann, was ist denn schon wieder?« – fragte abermals seine Frau.

»Gib mir die neuesten Zeitungen« – sagte er in einem Tone, bei welchem die Ehefrau, wie sie aus langer Erfahrung wußte, nicht widersprechen durfte.

Frau Scheuermann gehorchte darum für dieses Mal dem Befehle des Haustyranen, und legte ihm schweigend die Zeitungen hin. Er nahm sie und las mit der gewohnten Ehrerbietung. Die Gattin hatte ihren Roman

herbeigeht, sah aber von Zeit zu Zeit verstohlen über das Buch weg nach dem Gatten, obgleich sie mit der Schilderung einer prächtigen Feuersbrunst zu thun hatte, aus welcher der Held des Romans halb gebraten hervorging.

Plötzlich aber warf ihr Gatte die Zeitung, welche er eben in der Hand hatte, mit einer gewissen Kraftanstrengung weg, und ging hastigen Schrittes zum Zimmer hinaus. Bald darauf hörte sie ihn draußen im Garten leise pfeifend auf und ab schreiten. Diese sonderbare musikalische Leistung war für Frau Scheuermann, was die Sturmvögel für den Matrosen am Bord – das sichere Anzeichen des losbrechenden Wetters. Zum Glücke für die Gattin entlud sich diesmal die unheilschwangere Wolke im Hofe über den Häuptern des Gesindes. Denn nach kurzer Frist hörte sie ihren Mann in heftigen Worten die Dienstboten schelten. Dann war es wieder stille, und Frau Scheuermann überließ sich nunmehr ungestört dem Mitleiden für den in der Feuersbrunst gerösteten Helden ihres interessanten Romans.

Das Abendessen war sehr einsylbig. Die Frau des Hauses glaubte, daß es an der Zeit sei, dem verstimmtten Ehemann zu trotzen; und dieser Trotz stieg, da sie merkte, daß derselbe ihren Gatten kaum berührte. Früher als gewöhnlich stand er auf, indem er Müdigkeit vorschützte; und die im Stillen aufgebrachte Gemahlin entließ ihn mit einem kurzen, kühlen: »Gute Nacht.«

O die Unbarmherzige! Wenn sie heute scharfsichtiger gewesen wäre, wenn sie errathen hätte, was das Herz ihres Gemahles drückte! Aber so mußte der arme beklagenswerthe Herr Scheuermann die schwere Last allein tragen. Er war, damit das Maß des heutigen Unglückstages überlaufe, in einer der Zeitungen auf die Nachricht einer neuen frechen Räuberei in der Umgebung der Residenz gestoßen, und diese Nachricht hatte ihm den letzten Rest von Fassung geraubt. Es handelte sich geradezu um jenen abscheulichen Vagabunden, welcher unter dem Namen eines »Herrn von Syllabus« das Land weit und breit unsicher machte. Denn in dem ersten und zuverlässigsten Blatte der Residenz hatte er heute Abend gelesen:

»Abermals haben wir leider eine jener Gauner- und Räubergeschichten zu berichten, deren Schauplatz in jüngster Zeit die Umgegend der Residenz selber bildete, und wie es den Anschein hat, noch lange bilden soll. Der berüchtigte Gauner und Räuber, welcher unter dem Namen eines Baron von Syllabus sich in verschiedene wohlhabende Familien auf dem Lande einzuschleichen, und seine frechen Räubereien mit der Courtoisie eines wahren Fra Diavolo auszuführen wußte, fand unbegreiflicherweise abermals Eintritt in die Familie eines der reichsten Öconomen unserer gesegneten Provinz. Er leerte nicht nur die gefüllte Kasse des Hausherrn, sondern entführte sogar dessen liebenswürdige Tochter – ob mit Gewalt, wissen wir nicht – in der eigenen Equipage des Vaters. Der Kutscher scheint sich jedoch dem letztern frechen Raube muthig entgegengesetzt zu haben. Man fand den treuen Diener am andern Morgen mit eingeschlagenem Schädel todt am Thorbogen. Seine vielen Wunden und zerfetzten Kleider deuteten auf einen verzweifelten Kampf hin. Alle Nachforschungen blieben bis jetzt vergebens. Der Dieb, Räuber und Mörder ist spurlos verschwunden; die Familie in Schreck und Trauer. Und wo bleibt die Polizei?« –

Wie froh war der arme Herr Scheuermann, als er sich endlich zur Ruhe legen, und die feine, weiße Schlafmütze weit über die Augen herabziehen konnte, um von dieser abscheulichen Welt auch gar nichts mehr zu sehen. Aber Welch ein Wahn des ehrenwerthen Provincialrathes, wenn er hoffen konnte, in süßen Träumen sein hartes Schicksal vergessen zu können. Man vermag zwar nicht zu behaupten, daß er kein Auge schließen konnte; denn dafür war durch die herabgezogene Schlafmütze gesorgt, welche das ehrwürdige Scheuermannische Haupt einem gigantischen Seidencocon gleichen ließ. Aber der Schlummer floh den von Angst gepeinigten Mann, und je mehr die Nacht vorrückte, desto höher stieg diese Furcht, welche zuletzt fieberhaft wurde. Als schon längst im Hause Alles schlief, und ringsum Grabesstille herrschte, saß er plötzlich auf seinem Lager aufrecht und das Riesencocon lauschte bang in die Nacht hinaus. Denn er glaubte ein Geräusch gehört zu haben. Dann versank die Gestalt wieder; aber nur, um sich alsbald wieder aufzurichten. So erging es, ehe noch Mitternacht kam, dem bedauernswürdigen

Opfer einer allzu fahrlässigen Polizei fast jede Viertelstunde. Endlich aber schien doch die Natur ihr Recht zu verlangen. Herr Scheuermann wurde ruhiger, der Schlaf begann, sich seiner zu erbarmen, und das holde Reich der Träume ihm zu erschließen. – –

Da fährt er plötzlich hoch empor. Wiederum glaubt er Geräusch zu vernehmen. Täuscht er sich wieder? – Doch nein! Er hört deutlich die Schläge an das Hofthor. Eiskalt überläuft es ihn. Einen Augenblick läßt sich der arme Blasius von dem Gedanken versuchen, die Schlafmütze noch weiter über das Antlitz zu streifen, sich in den Kissen, oder gar unter dem Bette zu verbergen, und Haus und Habe den Banditen zu überlassen. Constatiren wir jedoch zu Ehrenrettung des Helden, daß ihn dieser feige Gedanken nur einen Augenblick beherrschen konnte. – Dann hört er wieder Gepolter – es dünken ihm Axtschläge – dann Geschrei. Man rüttelt wieder an dem Thore, Stimmen tönen dazwischen – laut und lauter. –

Da springt Herr Scheuermann aus dem Bette, weckt seine Frau, reißt den Schellenzug herab, springt die Treppe hinab und läutet die Gesindglocke, daß die Fenster klirren. Dann eilt er wieder nach seinem Zimmer, aus welchem ihm seine Frau geisterbleich entgegen kömmt. Er hat einen heroischen Entschluß gefaßt, welchen er auszuführen gedenkt, sobald er nur einiger Maßen bewaffnet ist. In bebender Hast schnallt er den Hirschfänger um, steckt die Pistolen in den Gürtel, ergreift seine Jagdflinte, und stülpt zum Schutze seines Hauptes – da er nichts anderes zur Hand hat – sein Waschbecken über die Schlafmütze.

In solcher Weise schreitet er zur That, tritt in den anstoßenden Salon, öffnet ein Fenster und hinter den verschlossenen Jalousien ruft er mit einer Donnerstimme hinab:

»Wer da?« – –

»Papa, öffne!«! – ruft eine Stimme herauf. – »Ich bin's, Rike!« – –

»Friederike!« – schrie Frau Scheuermann, welche hinter ihren Mann getreten war, auf's neue erschreckt. »Öffne das Thor!« – rief sie dem herbeieilenden Knechte entgegen. – »Es ist Rike!« Ich komme gleich hinab. Was ist dem Kind begegnet?«

Ihr Gemahl hatte sich derweilen erschöpft auf einen Stuhl sinken lassen. Doch nachdem seine Frau hinabgeeilt war, erhob er sich, um sich in sein Schlafgemach zu schleppen, wo er die Seinigen zu erwarten gedachte.

»Punctum!« – sagte er, als er sich der Waffenrüstung entledigt hatte und mit aufgeschlagenem Helmsturz der Nachtmütze in dem sicheren Hafen des Alkovens lag.

Da eilten Tritte die Treppe herauf. Rike stürzte herein, und brach schluchzend am Bette ihres Vaters nieder.

### **»Die Schaubühne als moralische Anstalt.«**

Rike hatte sich bei der Fahrt nach der Stadt an der Seite der Frau Hähnchen bald zurecht gefunden. Die Dame war gerade nicht nach ihrem Geschmack und beide standen fast auf gespanntem Fuße mit einander, was sich aus den zwei so sehr verschiedenen Charakteren erklären mußte. Aber die Erwartung der großen Dinge, welche da im Theater kommen sollten, die angenehme Fahrt durch die heitere Landschaft, welche einem Garten glich, und das offenbare Bestreben der Großfabricantin, ihrem Gaste liebenswürdig zu erscheinen, lösten bald die Beklommenheit, welche Rike gefühlt hatte, als sie in den Wagen stieg. So entspann sich, während die beiden prächtigen Rappen im kräftigen Trabe nach der Residenz eilten, bald ein lebhaftes Gespräch zwischen der ältern und jüngern Dame. Frau Hähnchen wahrte selbstverständlich bei aller liebenswürdigen Herablassung mit Entschiedenheit ihre Stellung und den höheren Grad der Bildung Friederiken gegenüber, welche von ihr manchmal unter vier Augen mit ihrem Manne oder mit andern vertrauten Personen als »Landconfect« bezeichnet wurde.

Eben hatte sie das Gespräch auf den theatralischen Genuß, welcher Friederiken heute zum ersten Male bevorstand, hinzulenken gewußt. Denn sie erachtete es für eine ästhetische und moralische Pflicht, ihren Schützling nicht vollkommen unwissend die Schwelle des Heiligthums der dramatischen Kunst betreten zu lassen.

»Unser göttlicher Schiller« – sagte sie, und blickte dabei zum Himmel empor, als ob sie den unsterblichen Dichter dort oben erblicken könnte – »hat ein großes Wort gesprochen, wenn er das Theater eine moralische Anstalt nannte. Unter Culturvölkern kann das Theater auch nichts anderes sein, wie uns der Militärprediger Unkenstein, unser verehrter Lehrer der Ästhetik im Pensionate, klar bewies. Seitdem ich das Schauspiel besuche, habe ich die Kunst des Dramas auch nie anders aufgefaßt. Oder sollten wir uns von den Hellenen beschämen lassen?«

»Wer sind die Hellenen?« – fragte die wißbegierige Rike ernst. – »Ich weiß es nicht.«

»Ja, mein Kind« – sagte die Dame mit mitleidsvoller Stimme – »man kann dem Gesckicke nicht genug danken, wenn man in der Jugend eine gründliche Bildung, wie sie den Anforderungen unseres Jahrhunderts entspricht, genossen hat. – Die Hellenen waren im Alterthume das herrlichste, kunstbegabteste Volk, welches die Griechen und Römer weit hinter sich zurückließ. Wir vermögen nur mit Bewunderung und mit Scham auf jenes erhabene Volk zurückblicken, wie uns Doctor Unkenstein oft in seinen klassischen Vorträgen auseinandersetzte.«

»So!« – entgegnete Rike trocken. »Davon verstehe ich leider gar nichts. – Aber sagen Sie mir« – fuhr sie nach einer Pause fort, welche Frau Hähnchen benutzt hatte, um sie mit einem Blicke des herzlichsten Bedauerns anzusehen – »sagen Sie mir doch, wenn ich bitten darf, was soll denn das heißen: »Hof= und Nationaltheater«? Schon oft wollte ich fragen, wenn ich diese Worte auf dem Theaterzettel las, wo sie in ungeheuern Buchstaben als Überschrift prangen, wie der Name eines Hotels an dessen höchsten Wänden. Hof= und Nationaltheater! Das klingt so stolz und majestätisch, daß man sich unwillkürlich verdemüthigt fühlt, besonders wenn man gar nichts davon versteht, wie ich.«

»Nun, meine Liebe!« – versetzte die Hüttenwerksbesitzerin mit Würde – »behandeln wir einen so ernsten Gegenstand ernst. Aber bevor ich auf denselben nach den Vorträgen meines unvergeßlichen Lehrers Unkenstein eingehe, erlauben Sie mir, daß ich nochmals mein herzliches Bedauern darüber ausspreche, daß Sie, mein Kind, nicht eine vollständige, gründliche Institutsausbildung, wie sie der deutschen Hausfrau im

neunzehnten Jahrhundert unumgänglich nothwendig ist, genossen haben.«

»Ach, wenn es weiter nichts ist!« – sagte Rike und lachte herzlich in die Landschaft hinaus.

»O! Sie erkennen gar nicht, was Ihnen fehlt« – fuhr Frau Hähnchen fort, und seufzte. – »Was übrigens Ihre Frage betrifft, so sind Sie wohl im Klaren darüber, warum man von einem Hoftheater spricht?« – Rike nickte treuherzig zu.

»Es ist eben die Schaubühne des Hofes oder der fürstlichen Residenz. Seit mehr als hundert Jahren hat man es erkannt, daß eine solche moralische Anstalt an den Hoflagern nicht fehlen dürfe, wenn man nicht unter der Höhe der Zeit zurückbleiben wolle. Was aber den herrlichen Titel »Nationaltheater« betrifft, so verdanken wir denselben ohne Zweifel jener tiefsinnigen Ansicht unseres genialen Schiller. Das Volk, die ganze Nation muß moralisch, und, was nocht mehr heißt, ästhetisch gebildet werden.«–

»Geschieht denn das nicht durch die Schule?« – fragte Rike. – »Und durch die Predigt?« – setzte sie etwas schüchterner hinzu.

»Nun, nun!« – versetzte die Großfabrikantin, und ihr sonst wohlgeformter Mund verzerrte sich, aber nur für einen Augenblick, so daß es Friederike gar nicht bemerkte. – »Lassen wir die Predigt in der Kirche, wohin sie gehört und wo sie bleiben soll. Was aber die Schule betrifft, so wäre es gewiß ein großes Unrecht, nicht anzuerkennen, was das Unterrichtswesen, nachdem es in unserer Zeit von tausendjährigen Vorurtheilen befreit und auf eine staunenswerthe Höhe gebracht worden ist, für die Aufklärung des gemeinen Volkes und für die Wissenschaft geleistet hat. Mein Mann hat mir darüber noch jüngsthin aus einer Zeitschrift einen höchst bemerkenswerthen Artikel vorgelesen, welchem ich völlig beistimme. Ich werde Ihnen denselben morgen mit nach Hause geben. Aber was ist die Schule gegen das Theater? Der geistreiche Doctor Unkenstein pflegte öfters auf diesen Gegenstand in seinen ästhetischen Vorlesungen zurückzukommen. Er erklärte denselben mit einem Worte, welches leider von Ihnen, meine Liebe, abermals nicht verstanden werden wird.«

»Das ist sehr leicht möglich« – sagte Rike freundlich. »Aber Sie müssen Nachsicht mit meiner Unwissenheit haben.« – Frau Hähnchen sah sie abermals mit einem langen mitleidvollen Blicke schweigend an. Dann sagte sie feierlich:

»Das Theater ist u n i v e r s e l l e r als die Schule, sagte der Militärprediger Unkenstein.«

»Universeller!« – wiederholte Rike. »Sie haben es errathen: das verstehe ich wieder nicht.«

»Wissen Sie, was das Universum ist?« – examinierte Frau Hähnchen im Tone eines Professors.

»Ja, das weiß ich« – erwiderte Friederike. »Das steht in meiner kleinen Naturgeschichte.«

»Nun, merken Sie! Das Wort Universum ist von dem Wort universell abgeleitet. Sonst könnte es nicht das Weltall bedeuten, wie Sie wissen werden. Weil es aber das bedeutet, so kann »universell« etymologisch – ach, das verstehen Sie wieder nicht! – nichts anderes heißen, als »großartig, enorm, ungeheuer.« Wir sprechen zum Beispiel von einem universellen Kopfe, und verstehen darunter bekanntlich nichts anderes, als ein ungeheueres Genie. Deßwegen ist also das Theater als moralisches Erziehungsinstitut der Menschheit universeller als die Schule, und heißt daher mit vollem Rechte seit Schiller »Nationaltheater.« –

Nach diesem speculativ=linguistischen Excuse lehnte sich Frau Hähnchen wie erschöpft, aber des Triumphes ihrer Bildung wohlbewußt, in die Kissen des Wagens zurück. Rike aber wußte nach Beendigung dieses Collegiums über Ästhetik nichts Besseres zu sagen, als die rothen und weißen Rosen in der Bordüre des Vordersitzes im Wagen zu zählen. Sie hoffte bei sich, wenn sie schweigen würde, das Gespräch auf weniger ästhetische Gegenstände ableiten zu können. Aber darin hatte sie sich getäuscht. Nachdem sich ihre liebenswürdige Professorin etwas von dem fast übermäßigen Ergüsse der Bildung erholt hatte, fuhr sie in demselben feierlichen kathederhaften Tone fort:

»Um Ihnen, meine theuere Tochter, von dieser Universalität – merken Sie sich dies schöne Wort« –

Rike nickte ganz ehrerbietig.

»Von dieser Universalität der Schaubühne gleich beim ersten Eintritt in das Heiligthum der Musen einen richtigen Begriff zu geben, habe ich es auch vorgezogen, eine Vorstellung zu wählen, wo der hohe Ernst der Tragik vor der Anmuth des Scherzes und der Augenweide zurücktreten muß – wie Doctor Unkenstein sagte. Es sind zwei allerliebste Lustspiele, welche Sie heute sehen werden, und dazwischen ein reizendes Ballet.

»Ballet? – Was ist das?« – fragte wiederum dem natürlichen Zuge ihrer Wißbegierigkeit folgend, Friederike.

Die Großfabricantin lachte so heftig bei dieser Frage, so daß ihr die Thränen in den Augen standen.

»Arme, gute Rike!« – rief sie dann aus, indem sie das erstaunte Mädchen mit beiden Händen faßte. – »Sie wissen noch nicht einmal, was ein Ballet ist! O über diese mehr als einseitige Schulbildung in den Klöstern!« – –

Das Pflaster der Residenz, durch deren Thor sie eben gefahren waren, machte der Unterhaltung ein Ende. Die Rappen zogen den schönen Wagen in stolzem Laufe zu dem Theater, wo die Kasse noch nicht geöffnet war. Ehe sie eigentlich wußte, wie es geschehen war, saß Rike schon neben Frau Hähnchen in der Loge des noch dunkeln Hauses, und konnte nicht begreifen, was aus diesen nebelhaften Räumen um sie herum werden sollte. Denn der rasche Übergang vom hellen Sonnenscheine in das Dämmerlicht hatte sie anfangs ganz geblendet und beklemmt. Doch bald war das Alles überwunden. Die Gasflammen erleuchteten Parterre und Logenreihen, die Stühle füllten sich, die Musik begann; und als der Vorhang sich gehoben hatte, und Friederike in die musterhaft gearbeitete, trefflich beleuchtete Landschaftsdecoration mit Mittelgrund und Fernsicht hineinschaute, glaubte sie sich allerdings in eine zauberhafte Welt versetzt.

Aber dieser Zauber sollte nicht lange währen. Das einzigartige Lustspiel, womit die Vorstellung begann, war eigentlich eine Posse der erbärmlichen Art, welche den einen Vorzug hatte, daß sie nur läppisch und gehaltlos war. Die Inscenirung aber war tadellos, die Decoration künstlerisch vollendet, das Costüm reizend, das Zusammenspiel vortrefflich. Friederike, anfangs freudig überrascht, wurde jedoch von Scene zu Scene

verblüffter, und konnte nicht begreifen, warum die Leute in Parterre und Logen bei jedem seichten Worte so stürmisch applaudirten. Als sie aber gewahren mußte, daß das ganze Haus bei einer burlesken Prügelei auf der Scene in einen wahren Donner von Applaus und Bravorufen ausbrach, da ließ sie den Kopf hängen, und eine Stimme, welche sie aber nicht laut werden ließ, sprach in ihr:

»Ist das die Nation?« –

Frau Hähnchen war selber zu sehr hingerissen von der allerliebsten feinen Comödie, welche, wie sie sagte, sogar dem hellenischen Lustspiel-dichter Aristoteles Ehre gemacht haben würde, als daß sie Zeit gefunden hätte, ihren Schützling zu beobachten. Hätte Friederike mehr Menschenkenntnis gehabt, sie würde es leicht erkannt haben, daß die Großfabrikantin jener sonderbaren Leidenschaft, welche wir die Theatersucht nennen können, im höchsten Maße verfallen sei. Denn Frau Hähnchen war während der ganzen Vorstellung einer Magnetisirten ähnlich, und ihr Auge haftete, wie festgezaubert, unablässig an der Bühne, und den spielenden Personen.

Als der Vorhang gefallen war, kam sie, wie aus einem Traume zu sich, und zu Friederike gewendet, rief sie voll Entzückung aus:

»Aber wie war das schön! Ich habe das kleine Lustspiel schon oft gesehen; aber ich gestehe, daß ich es immer wieder gerne sehe. Ja, die Kunst!« –

Rike stammelte einige verlegene Worte, während in ihrem Herzen ein stilles Heimweh aufstieg nach ihren Brombeerstauden und wilden Rosen unter den Pappeln. Frau Hähnchen faßte die Verlegenheit des Mädchens ganz anders auf; sie wähte, es sei das Folge eines gleichsam betäubenden Eindruckes des Spieles. Deßwegen war sie sehr befriedigt, ihr Vorhaben ausgeführt, und Friederike in das Schauspielhaus gebracht zu haben.

»Nur Geduld, liebe Friederike« – sagte sie mit triumphirendem Blick. »Sie müssen sich nicht gleich dem ersten Eindrucke ganz hingeben; man muß mit der Begeisterung für die Kunst haushälterisch sein, damit sie nicht zu bald erschöpft ist.«

Rike sah die Dame mit jenem stummen, vielsagenden Blicke aus ihren großen blauen Augen an. Da war schon das kurze Vorspiel des Orchesters zu Ende und die Bühne öffnete sich zum Ballet.

Rike mußte anfangs fast laut auflachen, als sie diese männlichen und weiblichen Figuren, deren Bewegungen sie an den hölzernen Bajazzo ihres kleinen Bruders erinnerten, auftreten, und die Tanzkunst des neunzehnten Jahrhunderts zum Besten geben sah. Aber bald kam ihr die Sache denn doch zu abgeschmackt vor; und als gar noch die Stellungen und Verrenkungen Mangel an Anstand verriethen, wandte sie, wahrhaft angeekelt, ihr Auge ab.

»Aber, nicht wahr, der Solotänzer! Wunderbar, göttlich!« – flüsterte ihr Frau Hähnchen zu, hatte aber keine Zeit, einen Blick auf ihre junge Nachbarin zu werfen, da sie unverwandt nach dem Ballet schaute. So war Friederike sich selber überlassen und benützte mit stiller Ergebung die Zeit, um die wirklich prachtvoll decorirte Decke des Schauspielhauses zu bewundern, von welcher der vielarmige vergoldete Kronleuchter herabhing. So entgingen ihr glücklicherweise die letzten Scenen des Tanzes, welcher sich fast bis zur Schamlosigkeit steigerte, aber nichtsdestoweniger beim Schlusse den rauschenden langanhaltenden Beifall der Zuschauer ärndtete.

»Der geistreiche Recensent der »Modezeitung« hat Recht« – rief Frau Hähnchen aus – »wenn er behauptet, daß das Ballet unserer Residenz jenem von Paris und Petersburg nicht nachsteht. Welche Grazie! Welche Freiheit der Bewegung!«

»Der Tanz ist die Kunst des ganzen, des eigentlichen Menschen« – sagte ein junger Kahlkopf mit einem riesigen Operngucker auf dem Rücksitze der Loge, welcher schon im ersten Zwischenact mit Frau Hähnchen sich unterhalten hatte.

»Welche treffende Bemerkung, bester Herr Doctor!« – rief diese entzückt aus. Dann schaute sie nach Friederiken, welche stumm in sich verloren dasaß.

»Nun, mein Kind!« – sagte sie zu ihr. »Greift Sie die Kunst der Bühne dermaßen an? Welche wunderbare Wirkung! – Das Fräulein ist

zum ersten Male im Theater« – erklärte sie dann dem Doctor mit der gigantischen Lorgnette.

»Und auch zum letzten Male« – sagte Rike stille vor sich hin, und dachte wieder an ihre wilden Rosen unter den Pappeln.

»Nehmen Sie doch eine Erfrischung« – sagte Frau Hähnchen, und reichte dem Mädchen ein Glas Eis – »das wird Sie erquicken.«

Friederike nahm es dankbar an, und freute sich, wenigstens eine Zeit lang eine Beschäftigung, wenn auch nur für den Gaumen zu haben. Der Vorhang erhob sich auch bald wieder, und das letzte Stück begann, ebenfalls ein Lustspiel, aber dießmal von jener Erfindung, welche ganz ausschließlich der neuesten Zeit angehört. Es war eine schülerhafte dramatische Pfuscherarbeit, welche sich lediglich durch zwei Dinge auszeichnete, durch die größten Unsittlichkeiten und durch die niederträchtigste Herabwürdigung der Religion.

»Das ist aber eine Abscheulichkeit!« – rief Rike laut und empört aus, als sich schon in der ersten Scene der Character des Stückes bloß zu legen begann, während alsbald ein rasender Applaus das ganze Haus erschütterte. Friederike hatte rasch und laut genug gesprochen, um von den Umhersitzenden verstanden worden zu sein, und viele Augen richteten sich erstaunt und neugierig nach der Loge der Frau Hähnchen, welche ihre junge Nachbarin ebenfalls verstanden hatte, und in keine geringe Verlegenheit geriet.

»Mein Kind!« – flüsterte sie mit erheuchelter Ruhe Friederiken zu. – »Sie müssen das vom höheren Standpunkte der Kunst zu erfassen suchen.«

»Das kann ich nicht« – sagte Rike noch laut genug, um abermals die Aufmerksamkeit der Nachbarlogen auf sich zu ziehen.

Der Großfabrikantin kochte es bereits im Herzen, und sie murmelte etwas von »Landconfect« zwischen den bebenden bleichen Lippen.

»So schweigen Sie wenigstens!« – zischelte sie dem Mädchen zu, und ihr Gesicht war hochroth geworden, wie die schreiende Rose in ihrem Haarputze.

»Das will ich thun« – versetzte demüthig Rike und richtete ihr Auge, in welchem eine Thräne glänzte, traurig hinauf zu der prachtvollen Decke des Hauses, dessen Arabesken sie schon einmal bewundert hatte.

Aber ihr Ohr vermochte sie leider nicht ebenso zu schützen, wie ihr Auge. Man sprach jetzt eben drunten auf der Bühne von Religion, und Worte des Hasses und der Lästerung drangen zu ihr herauf, welche ihr tiefstes Herz erbeben machten. Ihre Aufregung wurde zur Entrüstung, da sie sehen mußte, mit welchem bacchantischen Jauchzen die Zuschauer dies aufnahmen. Jetzt streifte ihr Blick unwillkürlich auf die Bühne, und zu ihrem namenlosen Schrecken sah sie eine Comödiantin in klösterlichem Habit, welche in Wort und Geberde sich zu den jammervollsten Unanständigkeiten herbeiließ. Friederiken ging ein Stich durch's Herz, und er drang um so tiefer ein, da sie in dem Costüme der Schauspielerin eine Ähnlichkeit mit der Ordenstracht ihrer theueren ehrwürdigen Lehrerinnen wahrzunehmen glaubte, welchen sie so viel verdankte. Sie hätte aufschreien mögen vor Schmerz und Entrüstung. Krampfhaft hielt sie sich, von Leichenblässe bedeckt und mit geschlossenen Augen, an der Brüstung der Loge.

»Was ist Ihnen denn?« – flüsterte ihr Frau Hähnchen in Angst und Zorn zugleich zu. »Machen Sie mir keine Scene!« –

»Ich will fort« – stöhnte Rike.

»Das geht nicht an!«

»Ich muß! – Lassen Sie mich hinaus – in's Freie!«

»Hier mein Flacon!« – sagte bebend Frau Hähnchen. »Mein liebes Kind, beruhigen Sie sich! – Was würden Ihre Eltern sagen? – Es ist ja bald zu Ende, und wir fahren nach Haus.«

Eben erschütterte ein neuer Beifallssturm über die schmäbliche Lästerung eines Glaubensgeheimnisses das Haus und wiederholte sich zum zweiten und zum dritten Male: da sprang Rike auf und ehe es Frau Hähnchen hindern konnte, hatte sie Hut und Shawl ergriffen und die Loge verlassen. In sprachlosem Erstaunen saß die Großfabrikantin einen Augenblick wie eine Bildsäule; dann aber erkannte sie, daß sie ihrem Flüchtling naheilen mußte. Doch Friederike war verschwunden. In Angst und Ärger eilte sie die Treppen hinab, rannte durch die Corridore

bis zur Vorhalle des Hauses. Aber umsonst. Rike war verschwunden. Ihre Theaterlust mußte Frau Hähnchen an diesem Abend bitter büßen; der zweite Act des Lustspieles dünke ihr eine Ewigkeit, und kam ihr heute entsetzlich fade und langweilig vor. Aber sie hatte es dennoch für das Klügste gehalten, in die Loge zurückzukehren und abzuwarten, ob das tolle Mädchen sich nicht wieder einfinde. Die Hoffnung war vergebens: nach langem Warten und wiederholtem Suchen und Nachfragen mußte unsere Liebhaberin der dramatischen Kunst sich endlich entschließen, allein nach Hause zu fahren.

Rike war rasch die Logentreppen hinabgeeilt, und schlug, als sie aus dem Portale des Schauspielhauses getreten war, den ihr wohlbekanntem Weg zu dem Hause des Hofgärtners ein, dessen Tochter mit ihr vom Klosterpensionate her befreundet war. Sie lief, wie ein gescheuchtes Reh, zumal da sie glaubte, ganz nahe hinter sich verfolgende Schritte zu hören. Die gute Gärtnersfamilie war nicht wenig erstaunt, Friederike in solcher Aufregung mit thränengerötheten Augen in ihr stilles Haus eintreten zu sehen. Der alte Gärtner fand das Benehmen der Fräulein Friederike denn doch etwas zu stark, seine Frau entschuldigte die Sache, und die Tochter tröstete, so gut sie konnte, die Freundin. – Eine Droschke war bald gefunden, welche Friederike in Begleitung des alten Gärtnergehilfen nach Hause bringen sollte. Denn darauf bestand Friederike in fieberhafter Aufregung, und Niemand wagte, ihr hierin zu widersprechen. Wie es aber bei solchen stürmischen Auftritten zu gehen pflegt, man vergaß zuerst vollkommen Frau Hähnchen, und daß es schicklich sei, sie wenigstens wissen zu lassen, daß Friederike nach Hause zurückgekehrt sei. Als die Gärtnersfrau darauf aufmerksam machte, übernahm es der Sohn, Frau Hähnchen im Theater aufzusuchen. Aber unglücklicherweise fand er nicht alsbald ihre Loge, und nachdem er endlich den richtigen Aufschluß erhalten hatte, war das Lustspiel beendigt und die Loge leer.

Friederikens Aufregung hatte sich noch nicht gelegt, als sie gegen Mitternacht ihr väterliches Haus erreicht hatte.

»Dummes Zeug!« – sagte ärgerlich der Vater, nachdem er die Erzählung der weinenden Tochter vernommen hatte.

»Punctum!«

Und mit diesem Worte kehrte sich Herr Scheuermann gegen die Wand des Alkovens und fand nach wenigen Minuten den Schlaf, welchen ihm der folternde Gedanke an den Herrn von Syllabus oder einen ähnlichen Spießgesellen so lange geraubt hatte.

Umgekehrt war es mit seiner Ehefrau. Von Natur aus gegen jedes Extrem im Leben abgeneigt – sie liebte es nur im Roman – war ihr die Sache wegen ihrer »theuern« Nachbarin doppelt unangenehm. Auf der anderen Seite nahm ihr geängstetes, aufgeregtes Kind ihr mütterliches Zartgefühl in Anspruch. Nachdem sie daher für Friederike, welche ihre Strafpredigt am nächsten Morgen erhalten sollte, gesorgt hatte, suchte sie das, was ihr glücklicherer Ehegatte gefunden hatte – die friedliche Ruhe im Schlafe. Aber der erste Hahnenschrei traf sie noch wach und mit ärgerlichen und peinlichen Gedanken, wie sie solche Vorfälle zu erzeugen pflegen, beschäftigt.

Doch das Haupt der Familie selber, welches so geringen Antheil an dem unangenehmen Abenteuer seiner armen Tochter zu nehmen schien, erreichte die Nemesis. Die neckischen Geister der Traumwelt wurden Herrn Scheuermann zu Eumeniden. Er schlief unruhig und träumte abermals – vom Herrn von Syllabus.

## **Richtiges Signalement.**

Am folgenden Morgen hatte Frau Scheuermann in aller Frühe schon einen Boten auf das Hüttenwerk gesendet, um dort zu melden, daß Friederike wohlbehalten nach Hause gekommen sei. Denn sie war eine umsichtige Frau, und erkannte es als eine Forderung der Klugheit, die Unruhe und den Verdruß der Nachbarfamilie nicht bis zu einem solchen Grade sich steigern zu lassen, daß ein wirklicher Bruch der geselligen Beziehungen entstünde. Bis sich der Hausherr aus den Federn erhob, hatte sie auch bereits die Sache mit ihrer Tochter abgemacht, und derselben einen strengen Verweis ertheilt. Stumm und demüthig hörte diese

die lange Strafpredigt an; nur hin und wieder schaute sie mit ernstem schmerzlichem Blick in das zürnende Mutterauge.

»Ich hätte nicht in die Comödie gehen sollen« – sagte sie endlich.

»Und da dich deine Eltern gehen ließen, hättest du dich anständig benehmen sollen.«

»Aber worin fehlte ich gegen den Anstand?« – fragte Rike traurig.

»Schweig!« – sagte die Mutter wieder strenger, nachdem sie durch das treuherzig zu ihr aufgeschlagene Auge des Kindes schon halb versöhnt war. – »Du hast dich einfältig benommen; ich hätte deinem Verstande mehr zugetraut.« –

»Kann man sich in seinen heiligsten Gefühlen misshandeln lassen?« – rief Rike plötzlich laut aus, und flammende Röthe glühte auf ihrem Gesichte.

»Da sieh einer den Trotzkopf!« – versetzte die Mutter. »Konntest du nicht, wenn du nun einmal durchaus nicht bleiben wolltest, bei dem Hofgärtner warten, bis das Theater beendet war, und dann mit Frau Hähnchen heimfahren?« –

»Ich« – Rike stockte und der Purpur ihres Gesichtes wich einer plötzlichen Blässe.

»Nun? Was will das Ich?« – fragte ungeduldig die Mutter.

»Ich – fürchtete mich vor ihr« – sagte Rike kaum hörbar.

Frau Scheuermann schwieg betroffen.

»Mutter!« – sagte Rike.

»Was willst du, mein Kind?« – entgegnete Jene in ganz mildem Tone.

»Du hättest es nicht gemacht, wie Frau Hähnchen. Du wärest mit mir gegangen.« –

»Meinst du!« – versetzte die Mutter. Ihre Stimme klang unsicher, fast wie gerührt.

Frau Scheuermann war sich in dieser Sache, wie es den Menschen so oft zu gehen pflegt, selber nicht klar. Warum man es in dem Theater nicht aushalten könne, wenn die ganze gebildete Welt der Residenz ruhig sitzen bleibt, und sich köstlich unterhält – konnte sie nicht begreifen. Doch hielt sie selber im Leben zu viel auf Zucht und Sitte, als daß sie nicht gewünscht hätte, ihre Tochter vor jedem Anstoß bewahrt zu sehen.

Abenteuer, Sonderbarkeiten, Schlüpfrigkeiten waren für sie nur in ihren Romanen zugelassen. Im tiefsten Grunde ihres Herzens freute sich aber die energische Frau des Muthes und der Selbständigkeit, wovon Friederike die Probe abgelegt hatte. Hierin verstand sie ihre Tochter vollkommen, und war ganz zufrieden mit ihr, wenn sie es auch nicht auszusprechen für gut fand.

Eine zweite Unterredung hatte Frau Scheuermann mit ihrem Gatten. Sie wurde lauter, als die frühere mit der Tochter. Denn der Ehemann zeigte sich nicht so ergeben und unterwürfig, wie die Tochter. Doch konnte der Hausfrau auch hier, wie sich von selbst versteht, der Sieg schließlich nicht ausbleiben.

Friederikens Mutter sah nämlich ein, daß es der Anstand erfordere, die Tochter bei der Familie Hähnchen zu entschuldigen. Sie war selbst dazu, aus verschiedenen Gründen, nicht die geeignete Person. Vor Allem fürchtete sie, Frau Hähnchen, ihre »theuere Freundin«, durch den Besuch nur noch mehr zu reizen. Denn daß die Großfabrikantin durch das Benehmen Friederikens in einer höchst aufgeregten Stimmung war, vermuthete sie mit Recht. Es blieb also keine Wahl, der Vater mußte die Tochter entschuldigen. Herr Scheuermann sah das nun wohl selber ein; aber dieser Besuch war ihm nicht nur heute ungelegen, sondern von vornherein überaus widerwärtig. Er sträubte sich daher gegen die vernünftigen Gründe seiner Frau aufs Äußerste; und es geschah ihm, wie es stets zu geschehen pflegt, wenn man selber von der Haltlosigkeit der eigenen Gründe überzeugt ist. Er wurde ärgerlich, und brauste zuletzt auf. Aber dießmal half ihm sein »Punctum« nichts, so oft er es auch wiederholte. Das Punctum der Frau Scheuermann siegte schließlich.

Unwirsch kleidete sich derjenige, welcher den Titel des »Herrn im Hause« führte, an und brummte unterdessen etwas vor sich hin von »jungen Schneegänsen« und »eigensinnigen Weibern« – doch nicht so laut, daß das Letztere von seiner Gemahlin hätte verstanden werden können. Rike brachte ihm sein Frühstück, und bot ihm freundlich den Morgengruß. Der Papa strafte sie jedoch mit feierlichem Stillschweigen, und schien ganz in die neueste Nummer der Nationalzeitung vertieft,

welche er, wie zur Abwehr, mit beiden Händen ausgebreitet vor das Gesicht hielt.

Eigentlich war aber Papa Scheuermann mit etwas ganz Anderem, als mit den neuesten politischen Nachrichten beschäftigt. Der gestrige Abend hatte seine alte Furcht vor den Fra Diavolo's und Herren von Syllabus auf's Neue aufgeregt, zuerst durch die Gespräche des Herrn Hähnchen, dann durch den unseligen Zeitungsartikel, und endlich durch den Schreck, welchen ihm seine eigene Tochter noch um Mitternacht bereitet hatte. Zu allem Überfluß hatte er die zweite Hälfte der Nacht eine ganz hübsche Serie von Räubergeschichten geträumt, welche im Roman zu lesen, sicherlich für Frau Scheuermann der höchste Genuß gewesen wäre. In allen diesen, theils blutigen und schauerlichen, Abenteuern der vergangenen Nacht spielte, wie wir schon gehört haben, die verhaßte Figur jenes Erzgauners, über dessen Persönlichkeit der gute Öconom damals in der Restauration der Residenz die zuverlässigsten Notizen erhalten hatte, die erste Rolle. Das Signalement des Herrn von Syllabus war eben nicht nur in das Taschenbuch des Herrn Scheuermann eingeschrieben, sondern auch fest, wie das Einmaleins des Abschülers, seinem Gedächtnisse, selbst im Traume, eingeprägt. Beim Erwachen hatte er aber sofort den Entschluß gefaßt, den Tag zu benützen, um entschiedene Maßregeln gegen eine solche unausstehliche Landplage einzuleiten, und nicht nur auf's neue dem Gesinde verdoppelte Wachsamkeit einzuschärfen, und die Flurschützen und die Forstleute aufmerksam zu machen, sondern auch den Bürgermeister des Dorfes alles Ernstes aufzufordern, nächtliche Streifen durch die Bauern ausführen zu lassen, damit er doch endlich wieder einmal ruhig schlafen könne.

Man sieht daraus, wie sehr Herr Scheuermann der Vorschlag seiner Frau bezüglich des Besuches auf dem Hüttenwerke in die Quere gekommen und wie gerecht sein längeres Sträuben dagegen gewesen war. Ohne etwas in der so wichtigen Sache gethan zu haben, wollte er jedoch das Haus nicht verlassen. Wußte er doch nicht, ob er am Ende gar bei Herrn Hähnchen zu Tische geladen würde, um ein förmliches Versöhnungessen zu feiern. Er würde dann jedenfalls erst gegen Abend nach Hause kommen; aber noch einmal eine Nacht angstvoll durchwachen oder

schrecklich durchträumen, das war für Herrn Scheuermann zu viel. Er wollte heute Abend wenigstens sein Haupt mit dem Bewußtsein niederlegen, nicht nur in einem hochcivilisierten Staate zu leben, sondern auch eine energisch gegen die Räuber und Gauner organisirte Nachtstreife der Bauern in Thätigkeit zu wissen. Das konnte doch in aller Bescheidenheit ein Provincialrath und gewesener Landtagsabgeordneter verlangen.

So beschloß er denn, ehe er die unangenehme Fahrt nach dem Hüttenwerk antrete, wenigstens seinen Großknecht mit der brennenden Syllabusfrage vertraut zu machen, damit sein Haus nicht während seiner Abwesenheit von dem gefürchteten Feinde heimgesucht werden könnte, ohne daß man vor demselben auf der Hut wäre. Seiner Frau, was doch das Natürlichste gewesen wäre, in dieser so hochwichtigen Angelegenheit Mittheilungen zu machen, vermied er. Er sagte sich selbst, daß er sie und die Kinder nicht unnöthiger Weise erschrecken wolle; aber der eigentliche Grund, welchen er sich weislich selber verschwie, war, daß er sich vor seiner Frau – schämte. Sie hatte ihn zu oft in solchen Ängsten gesehen, und er fühlte es wohl heraus, daß er dadurch nicht in der Achtung der Frau Scheuermann stieg, sondern vielmehr stets entschiedener die Herrschaft im Hause verlor, welche er übrigens, genau bei Licht betrachtet, eigentlich der Sache nach nie gehabt hatte.

Hans, der Getreue, wurde daraufhin auf das Zimmer des Gebieters beschieden, und empfing zu seinem anfangs sprachlosen Erstaunen die nöthigen Verhaltensmaßregeln. Herr Scheuermann glich einem heldenmüthigen General, welcher einen Ausfall aus der belagerten Veste vor hat, und den Oberbefehl des Platzes kundiger Leitung für den Fall anvertraut, daß er vor dem Feinde falle. Wie stieg aber erst die Verwunderung des guten Knechtes, als der Herr sein Taschenbuch herbeiholte und ihm das Signalement des Herrn von Syllabus vorlas. Gerne hätte Herr Scheuermann dem Diener das Signalement schriftlich hinterlassen, damit sich derselbe genau darüber unterrichtete. Aber Hans hatte zwar die deutsche Volksschule vorschriftsmäßig nach den Dutzenden von Schulplänen, welche während seiner Jugendzeit erlassen wurden, absolvirt, aber über dem Ackern, Dreschen, Reiten und Fahren das Lesen, namentlich des Geschriebenen, wieder glücklich verlernt. Es blieb also nichts anderes

übrig, als das Gedächtnis des Großknechtes, so viel als möglich, in Anspruch zu nehmen.

»Haare pechschwarz« – las Herr Scheuermann mit großem Ernste aus seiner Briefftasche. »Merk' dir's!« –

»Weiß schon – der Kerl hat pechschwarze Haare« – erwiderte Hans.

»Augen schielend.«

»Schielt das Scheusal auch noch!« – rief Hans. »Ei, daß dich!« – Herr Scheuermann war sehr zufrieden mit der Auffassungsgabe, welche sein Großknecht an den Tag legte.

»Nase« – fuhr der Hausherr fort und stockte; denn er konnte das Folgende selber nicht mehr recht lesen, obgleich es seine eigene Handschrift war. Endlich hatte er es buchstabirt:

»Nase den Augen proportionirt« –

»Was heißt das?« – fragte etwas kleinlaut der Knecht.

Der Herr wurde verlegen; er wußte es selbst nicht. Der Übermuth des jungen Husarenoffiziers in der Restauration, welcher ihm das dictirt hatte, war allerdings auch zu groß gewesen.

»Nase den Augen proportionirt« – sagte endlich Herr Scheuermann, welcher es seiner Würde schuldig war, dem Großknecht Bescheid auf seine Frage zu geben. – »Das will sagen, daß die Nase zwischen den Augen steht, wie eine Portion?«

Hans dachte unwillkürlich an die leckere Portion Schweinefleisch, welche ihm nach einem flüchtigen Blicke, den er in die Küche gethan, heute Mittag in Aussicht stand, aber er wagte keine geistreiche Anspielung; desto geistreicher half sich sein Gebieter.

»Das heißt also: eine ungeheuer große Nase« – sprach er höchst autoritativ, und zu Bekräftigung dieser authentischen Interpellation, fügte er mit gehobener Stimme hinzu:

»Punctum.«

Er war froh, über diese schwierige Frage hinaus zu sein, und fügte rascher hinzu:

»Gesichtsfarbe bleich – Statur von mittlerer Größe.«

»Mittlerer Größe« – wiederholte Hans kopfnickend.

»Ist modisch gekleidet. Das heißt, wie die Stadtleute – verstehst du, Hans?«

»Ich kenne schon die Zierbengel« – sagte der Knecht mit freundlichem Grinsen.

»Dann merke dir noch wohl: Trägt eine goldene Brille und schwere goldene Uhrenkette.«

»Alles gestohlen!« – murmelte Hans.

Kurz darauf saß Herr Scheuermann im Wagen und kutschirte sich selber nach dem Palaste des Großfabricanten. Wenn sich der Vater Friederikens auch auf einige gereizte Worte von Seiten der Frau Hähnchen gefaßt gemacht hatte, so erkannte er bald nach den ersten überaus steifen Begrüßungsworten, welche ihm von dieser und von ihrem Manne zu Theil wurden, daß sich an eine wirkliche Beilegung der Sache, so viele Worte auch die Großfabrikantin machte, nicht denken lasse. Diese spielte zwar die Großmüthige, und ihr Gemahl übertraf sie noch darin; dabei aber wußte die feingebildete Frau dem armen Öconomen mit ewigem Lächeln auf dem Munde so viel giftige Stiche zu versetzen, daß diesen das Gefühl überkam, in ein Wespennest geraten zu sein. Von einer Einladung zu Tische war gar keine Rede; und je mehr Herr Scheuermann den Besuch verlängerte, von der falschen Hoffnung geleitet, einen gütlichen Ausgleich zu finden, desto kühler und trotziger wurde das Gespräch. Endlich überzeugte sich unser guter Öconom an einer höchst bitteren Bemerkung der Hausfrau, daß die guten nachbarlichen Beziehungen durch den fatalen Theaterabend gründlich zerstört seien, und verließ das Haus mit dem Gefühle, daß er und die Seinen es nie mehr betreten würden.

Unser Landwirth war bei allen seinen Schwächen ein zu ehrenhafter Charakter, und hatte ein viel zu gerades Herz, um nicht zu erkennen, daß das Betragen der Leute, aus deren Haus er eben mit den schönsten Redensarten hinauscomplimentirt worden war, eigentlich ein ganz abscheuliches gewesen sei. Zwar kam ihm hin und wieder der erneute Unwille über das übertriebene Wesen seiner Tochter; aber er mußte sich doch auch fragen, daß diese Frau Hähnchen keine Person sei, welcher man Kinder anvertrauen könne, und daß man Friederiken es nicht ver-

argen dürfe, wenn sie sich in solcher Gesellschaft zum Fortlaufen unheimlich fühlte. Angenehm war ihm freilich die Sache nicht, und er hätte sicher gewünscht, daß sie einen besseren Ausgang genommen. Aber der Gedanke stieg ihm doch leise auf, daß es vielleicht ein Glück für ihn und seine Familie sei, zu den feinen Leuten auf dem Hüttenwerke keine Beziehungen mehr zu haben. Nur wollte er diesen Gedanken nicht recht Raum geben.

Da gewahrte er erst, daß der Braune sich die tiefen Meditationen seines Herrn zu Nutzen gemacht hatte, und ganz gemächlich im Schritte den schattigen Waldweg ging.

»Punctum!« – rief Herr Scheuermann laut aus, und drohte dem Pferde mit der Peitsche. Verwundert hörte er das Echo seines Lieblingswortes aus dem Walde tönen, und der Gaul lief wieder in frischem Trabe dahin.

Jetzt hatte er den Wald verlassen, wo die Straße allmählig abwärts führte und eine freundliche Fernsicht bis zu seinem Hofgute sich eröffnete. Da sah er in ziemlicher Ferne eine Gestalt die einsame Straße daher kommen. Bald konnte er schon deutlich erkennen, daß sie lief. Dann blieb sie wieder stehen, sah sich um, und lief von Neuem. Unwillkürlich griff der Öconom in die Wagentasche, wohin er zu Hause verstohlen eine Pistole gebracht hatte. Der auf der Landstraße laufende Mensch hatte für ihn, der außerdem aufgeregter war, etwas Beängstigendes. Weit und breit sah er auf dem Felde kein menschliches Wesen.

»Ein Flüchtling!« – murmelte er vor sich hin, und spannte den Hahn der Pistole, wobei er jedoch entdeckte, daß der Zündhut fehlte, und sich dann erst erinnerte, daß sie auch nicht geladen sei. Das vermehrte nur seine Unruhe, und er spähte um so schärfer nach dem eiligen Wanderer, welcher ihm immer näher kam. Ohne daß er es wußte, zog er den Zügel an, und der Braune ging wieder langsam im Schritte voran.

»Sollten dem die Gendarmen auf den Fersen sein?« – sprach er zu sich selbst. »Am Ende gar der Herr von« –

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen. Denn der Mann hatte offenbar seinen Wagen entdeckt und kam ihm mit drohender Gebärde näher.

Deutlich sah es Herr Scheuermann schon, wie er eine Waffe über dem Haupte schwang, und dieselbe aus der Ferne gegen ihn richtete.

Sollte er mit seiner Kutsche umkehren und das Weite suchen? Aber bis er den Wagen gewendet hätte, konnte ihm der Räuber schon im Nacken sein. Angstvoll sah sich der Landwirth nach einem Seitenwege um, auf welchem er über das weite Feld entrinnen könnte. Keiner war jedoch zu erspähen; die große Böschung der Straße fiel überall steil ab. Der Räuber schien es aber auf einen gewaltsamen Unfall abgesehen zu haben; denn je näher er kam, desto wilder drohte er, indem er sein Mordinstrument in die Höhe hielt, welches dem armen Wagenlenker in der Sonne wie ein Mordstahl zu funkeln schien. Da faßte Herr Scheuermann einen verzweiflungsvollen strategischen Entschluß. Er wollte die Passage forciren. Wild hieb er auf den armen Braunen, daß dieser sich zuerst hoch aufbäumte, dann aber mit Ungestüm vorwärts rannte. Schon glaubte der Landwirth das Spiel gewonnen zu haben, und entrinnen zu können, als er den Kerl mit lautem Geschrei auf den Gaul zuspringen sah. Es schwindelte ihm und wurde ihm schwarz vor den Augen. Das Pferd aber stand alsbald fromm und ruhig und schnaufte sich mit schäumendem Buge aus.

»Brav, Liese, brav!« – rief Hans – denn er war es – und streichelte das Thier. »Wolltest durchgehen? Ei, ei!« – Dann wandte er sich rasch zu seinem Gebieter:

»Herr, wir hätten ihn!« – schrie er laut.

»Hans!« – rief Herr Scheuermann, da er den Räuber als seinen Knecht erkannte, und athmete tief auf.

»Herr« – sagte der treue Diener, und der Öconom bemerkte nun, daß er dessen Knotenstock für eine blanke Klinge angesehen hatte. – »Es ließ mich nicht zu Hause, ich mußte Ihnen entgegenlaufen, um Ihnen Nachricht zu bringen.«

»Was für eine Nachricht? – Und wozu der Prügel?« – fragte der Landwirth unmuthig, welchem mit dem Ärger der Muth zurückkehrte.

»Nun, die Gegend ist unsicher – Sie sagten es ja selbst.«

»Und wozu das rasende Laufen, und das Fuchteln mit dem Prügel? Einfaltspinsel!« –

»Lauter Freude, Herr!« – jubelte Hans. »Wir haben ihn ja?«

»Wen habt Ihr?« – fragte der Öconom, und sein Herz begann abermals hörbar zu klopfen.

»Nun ja! Den Schelm, den Räuber – den falschen Baron – Schlappfuß!«

»Den Herrn von Syllabus!« – stöhnte Herr Scheuermann. – »Ist er gepackt? Sitzt er sicher?«

»Das noch nicht, aber« –

»Kerl! Mach' mich nicht ungeduldig! Gerade habe ich genug!« – rief der Öconom und seine sonst so gutmüthigen Augen funkelten, so daß Hans selber darüber erschrak.

»Aber, lieber Herr, ich kann doch nicht Alles auf einmal sagen. Wir haben den Schurken, das heißt, gesehen hab' ich ihn, und er wird uns nicht mehr entwischen.«

»So steig' auf den Bock und erzähle. Die Liese findet von selbst den Weg nach Haus.« –

Hans setzte sich rücklings auf den Bock und erzählte, während der Braune wohlgemuth dem Stalle entgegeneilte. Gleich nach der Wegfahrt des Herrn hatte er sein Abenteuer bestanden. Er war in den Forst gefahren, um Holz nach Hause zu führen, als er auf einem einsamen Waldwege einem städtisch gekleideten Herrn begegnete mit einer dicken goldenen Uhrenkette.

»Und goldener Brille?« – fragte bebend der Landwirth.

»Das will ich meinen!« – versetzte Hans und schwang abermals seinen Prügel.

»Und die Haare?« – fragte sein Herr weiter und zog hastig seine Briefftasche hervor, um das Signalement zu controliren. – »Haare pechschwarz.«

»Herrje!« – sagte Hans – »die waren feuerroth.«

»Gefärbt, Hans, gefärbt!« – versetzte Herr Scheuermann mit aller Bestimmtheit. »Man braucht nur in der Nähe der Residenz zu leben, um zu wissen, wie sich das tünchen läßt. – Augen schielend« – las er weiter.

»Nun ja, das sah ich nicht« – erwiderte Hans. – »Die Augengläser waren blau.«

»Aber die Brille, sagst du, war von Gold.«

»Gewiß! Das heißt: ob es Gold oder Messing war, weiß ich nicht. Aber goldig sah die Brille aus.« Und Hans besiegelte abermals seine Aussage mit einem Streiche, den er mit seinem Knotenstock in die Luft führte.

»Nase?«

»Nase? Na! Das will was heißen. Ein wahrer Kirchthurm, aber schief.« – Und Hans lachte laut hinaus.

»Da haben wir's!« –

»Gesichtsfarbe bleich« – las Herr Scheuermann weiter.

»Just gerade nicht« – meinte Hans. »Eher lebhaft, eigentlich roth und Sommersprossen die Menge.«

»Schminke, Hans, nichts als Schminke! Punctum!« – sagte Herr Scheuermann. »Du glaubst nicht, was die Schminke thut. Es gibt eitle alte Weiber, die sich so täuschend schminken, daß sie es selber für Natur halten. – Endlich: die Statur mittelgroß« – las er aus der Briefftasche.

»Groß? – freilich. Ich hielte ihn eher für lang. Seine Beine könnte ich wenigstens von jenen unsers Storchen nicht unterscheiden.«

»Nun, weißt du, Hans« – versetzte der Öconom, »was das Augenmaß betrifft, – so ist das verschieden. Gerade die Kleinsten halten sich für groß.«

Hans lachte wieder hell hinaus. »Ganz gewiß« – sagte er. »Mein Vetter, der Schneider, ein Knirps, wie eine Bachstelze, klagt immer über das viele Zeug, das er zu seinen Hosen brauche.«

»Kein Zweifel mehr! Er ist's« – sagte der Landwirth und wischte sich den Angstschweiß von der Stirne. Wir können uns in gewisser Beziehung gratuliren, daß er es ist.«

»Das wäre!« – sagte Hans.

»Vorausgesetzt freilich, daß wir seiner habhaft werden,« – versetzte der Herr.

»Ja, ja! Die Nürnberger hängen keinen« – sagte Hans – »wenn sie ihn nicht haben.«

»Aber, was fing der Schurke denn an, als er dir begegnete?« – fragte Herr Scheuermann. »Warum hast du ihn nicht sofort geknebelt, und auf dem Wagen nach Haus geführt?« –

»Wär' eine Kunst gewesen! Zuerst meinte ich freilich, er wolle mit mir anbinden. Aber eh' ich mich's versah, war er auch schon im Gebüsch verschwunden.«

»Er scheint den Wald schon ziemlich zu kennen« – sagte Herr Scheuermann mit bedenklicher Miene.

»Lassen Sie das gut sein!« – rief der Großknecht. »In unserem Wald kennt man sich in acht Tagen noch nicht aus.«

»Aber wer weiß, wie lange sich der Strauchdieb schon darin herumtreibt« – versetzte Herr Scheuermann.

»Das ist allerdings eine andere Sache« – meinte Hans und kratzte hinter den Ohren.

Unterdessen hatte der Braune den Wagen bis zum Hofthore gebracht. Herr Scheuermann stieg in großer Zerstreung aus, und ließ heute sogar seine Briefftasche in der Kutsche liegen. Voller Erwartung kam ihm seine Frau entgegen, während sich Rike, nicht minder gespannt, aber scheu, in der Küche hielt. Aber wie groß war die Überraschung und der Verdruß der Frau Scheuermann, als ihr der Gemahl in kurzen Worten sagte, daß mit Hähnchen's nichts mehr anzufangen sei. Die Gattin wollte ihn mit einer Menge von Fragen behelligen, wozu sie in der That ein Recht zu haben schien. Aber der Herr des Hauses ließ sie reden, suchte nur nach seiner Briefftasche mit dem kostbaren Signalement, und als er sie endlich im Wagen gefunden hatte, eilte er rasch in sein Arbeitszimmer, wohin ihm Hans folgen mußte. Hinter diesem hörte man die Riegel vorschieben.

Nach geraumer Zeit sah Frau Scheuermann zu ihrem nicht geringen Schrecken Hans mit den beiden Pistolen ihres Gemahles und einem Briefe die Treppe herabkommen.

»Aber Hans!« – sagte die Hausfrau – »was geht denn vor?«

»Pst, Pst!« – machte Hans und legte ernst den Finger auf die Lippen.  
– Dann sagte er lächelnd:

»Pistolen müssen gut geputzt sein; sonst gehen sie nicht los.«

»Und der Brief?« – fragte Frau Scheuermann.

»Den muß ich gleich in's Dorf zum Herrn Bürgermeister tragen.«

Sie schüttelte den Kopf und Rike sah die Mutter erstaunt an.

Entschlossen, wie Frau Scheuermann war, eilte sie hinauf, um von ihrem Manne selber zu erfahren, um was es sich handele. Aber erschrocken blieb sie an der Thüre stehen, da sie denselben im lauten Monologe sprechen hörte. Das war ihr doch in ihrer ganzen Ehe noch nicht begegnet. Sie verstand übrigens kein Wort. Da öffnete sie rasch die Thüre, und mußte sehen, wie ihr Mann im Schlafrock sich den Säbel umgeschnallt hatte, und seinen abgetragenen Mantel, welcher hinter der Thüre aufgehängt war, mit Stichen und Hieben bearbeitete, so daß schon einige Fetzen herunterhingen. Es war offenbar eine Fechtübung, welche er vornahm. Sie beschäftigte ihn dermaßen, daß er das Eintreten seiner Frau nicht einmal gewahrte.

Frau Scheuermann hielt es für gerathen, ihn lieber nicht zu stören, und zog die Thüre leise hinter sich zu.

»Wie gut ist's für die Männer« – sagte sie, indem sie die Treppe herabstieg – »wenn sie gescheidte Frauen haben.«

## **Der gefangene Räuberhauptmann.**

Das Hofgut des Herrn Scheuermann glich in den folgenden Tagen einer kleinen Festung, welche man armirt. Der Großknecht, der Schäfer und der Fuhrmann, welcher bei dieser Gelegenheit von seinem Herrn wieder Kutscher genannt wurde, erhielten zu ihrem größten Erstaunen alte Jagdflinten. Wenig hätte gefehlt, so würde der Hausherr in eigener Person die nöthigen militärischen Übungen mit ihnen vorgenommen haben. So ging derselbe auch eine Zeit lang bei sich mit dem Gedanken um, sein Haus an den weniger festen Stellen durch Vorwerke zu sichern, und einige Verhaue und Gräben herzustellen. Aber er erkannte doch bald, daß dies zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, und daß der Feind am Ende hereinbrechen könnte, wenn man gerade mitten in der Arbeit wäre. Zudem wußte er ja leider, daß dieser Feind die Schlauheit

mit der Gewaltthat verbinde, und daß man daher noch weit mehr vor dessen versteckter List als vor seinem offenen Angriff auf der Hut sein müsse. Deßwegen unterließ es aber der umsichtige Hausherr nicht, den fortificatorischen Zustand der Fensterläden, und die Festigkeit von Schloß und Riegel an allen Thüren einer genauen Untersuchung zu unterstellen. Ohne viel darüber zu reden, sorgte er auch dafür, daß an den geeigneten Stellen in Hof und Haus Gegenstände bereit seien für einen kunstgerechten Barrikadenbau, dessen Ausbildung wir den vielen glorreichen Erhebungen des »Volkes« in unserem Jahrhundert verdanken. Hans, der Großknecht, war in allen diesen Dingen der Vertraute und die rechte Hand seines Herrn. Daß er sich darauf nicht weniger einbildete, als ein Staatsminister auf sein Portefeuille, wird ihm kein billig Denker verargen.

Mit dem Bürgermeister des Dorfes stand Herr Scheuermann in dieser wichtigen Angelegenheit im lebhaftesten Verkehre. Anfangs wollte der schlichte Bauer nicht recht begreifen, zu was denn alles das führen solle. Der Öconom hatte ihn zwar unter dem Siegel des Stillschweigens den fatalen Zeitungsartikel lesen lassen. Aber der Bürgermeister, welcher den Amtsschreiber alle Geschäfte der Gemeinde führen ließ, und lieber seinen eigenen in Feld und Scheune nachging, verstand das Zeitungsgeschreibsel, wie er es nannte, nicht zum besten; aus diesem Artikel kam er gar nicht heraus, obschon er merkte, daß es sich um ein entsetzliches Räuberstück handelte. Da nun aber der reiche Hofbesitzer es einmal wollte, so ergab er sich in sein Schicksal und spielte den Großinquisitor im Dorfe. Beim rechten Licht betrachtet, war auch eigentlich der Provincialrath Scheuermann der Herr im Dorfe, und nicht der Bürgermeister, wenn er auch dies Scepter milder führte, als es Herr Hähnchen gethan hätte. Die Bauernkinder wurden zwar Jahr ein und aus von dem freisinnigen Schulmanne, welcher an ihnen seine pädagogischen Studien nach dem neuesten Volksschulgesetze machte, belehrt, welche Segnung und welcher Ruhm für unsere Zeit es sei, die Leibeigenschaft, dieses unwürdige Rechtsverhältnis des finstern Mittelalters, aufgehoben zu haben. Aber es hätte sich alles Ernstes die Frage stellen lassen, ob die alten Barone, welche einstens auf dem Anwesen hausten, das jetzt das stolze

Eigenthum des Herrn Scheuermann geworden, größere Autokraten gewesen, als dieser selbst. Seine »Hörigen« waren die »freien« Bauern, welche seine Tagelöhner und Schuldner wurden, und im besten Fall den übermächtigen Concurrenten in der Landwirthschaft zu fürchten hatten.

Am Morgen des dritten Tages seit der ersten Entdeckung der Fährte jenes gefürchteten Gauners kam aber der Bürgermeister schweißtriefend aus dem Dorfe nach dem Hofgut gelaufen. Er trug einen Brief in der Hand; und Herr Scheuermann, welcher im Garten in dem hochgelegenen Pavillon stand, um in aller Frühe die Landstraße zu recognosciren, erschrak in tiefster Seele, als er den Consul seiner Tagelöhner so hastigen Schrittes sah.

»Nun, was bringt Er?« – fragte der Landwirth bebend den Bürgermeister, während er ihm die Seitenthüre des Gartens öffnete.

»Einen Brief, Herr Provincialrath.«

»Von wem?«

»Ja, das weiß ich nicht« – erwiderte der Bauer.

»Ob Sie's herausbringen, steht dahin.« Dabei reichte er ihm den Brief.

Herr Scheuermann entfaltete rasch das Schreiben, und überzeugte sich, daß es keine Unterschrift trug. Der Poststempel war aus der Residenz. Der Brief, mit großen, fast plumpen, aber leserlichen Buchstaben geschrieben, lautete:

»Sehr geehrter Herr Bürgermeister!«

»Ein Unglücklicher, dem ein fürchterlicher Banditeneid die Zunge bindet, sagt Ihnen, gefoltet von Gewissensangst, daß Ihrem Dorfe in diesen Tagen ein unheimlicher Besuch bevorsteht. Seien Sie auf der Hut! Verrathen Sie mich nicht!« – –

»Das ist ja entsetzlich!« – rief Herr Scheuermann aus.

»'S ist also doch richtig« – sagte der Bürgermeister.

»Hat er daran gezweifelt?« – fuhr ihn der Gutsbesitzer an.

»Nichts für ungut, Herr Provincialrath! Aber man denkt doch auch sein' Sach'.«

»Aber hier – hier hat Er's schriftlich, schwarz auf weiß.« – Herr Scheuermann las noch einmal laut die Hiobsbotschaft vor, und seine

Angst stieg zu solchem Grade, daß ihm dabei die Stimme versagte. Dann rief er wieder erbost aus:

»Den Wisch hier schickt er noch heute in die Stadt an's Gericht. Ist das mir eine Polizei! Habe ich deswegen als Landstand für die jährliche Gratification der Polizeidiener gestimmt! – Ich selber werde – – wenn die Umstände es erlauben,« – setzte Herr Scheuermann gedämpfter hinzu und sah verstohlen nach der Landstraße und hinüber nach dem Wald – »morgen zu dem Staatsanwalte gehen, und Militär requiriren. Solche Dinge sind unerträglich; dem Syllabus muß der Garaus gemacht werden.«

Dabei schritt er rasch auf dem schmalen Gartenwege auf und ab, und zertrat unbarmherzig seine Lieblinge, die Nelken, welche er mit eigener Hand hier an den Rand des Blumenbeetes gesetzt hatte.

Nachdem er noch mancherlei mit dem Bürgermeister besprochen, und ihm eingeschärft hatte, sofort den Brief amtlich in die Residenz zu schicken, entfernte sich dieser ziemlich niedergeschlagen. Herr Scheuermann dagegen entwickelte, wie das großen Seelen eigen zu sein pflegt, je mehr sich die Wolken des Unfalls drohend über seinem Haupte zusammenzogen, eine um so größere Energie. So sah man ihn auch jetzt wieder alle Theile seines Hauses durchlaufen, von den Zimmern zum Dachboden, von den Scheunen in den Keller, vom Hühnerhof in den Garten. Überall hatte er nachzusehen und anzuordnen. Hans, der Großknecht, und Gregor, der Schäfer, begleiteten ihn, wie den Befehlshaber die Adjutanten.

Als er endlich müde und abgespannt in das Wohnzimmer kam, wo sich seine Frau befand, ließ ihn diese erst einige Minuten zu sich kommen. Dann aber trat sie zu ihm, und machte ihm in aller Güte und Ruhe, wie sie es wohl verstand, Vorstellungen.

»Du übertreibst die Sache, lieber Mann!« – sagte sie zu ihm. – »Was werden die Leute dazu sagen!« –

»Übertreiben! Was?« – brauste er auf. »Ich übertreibe nichts. Ich thue einfach meine Pflicht als Familienvater und Bürger« –

»Und Provincialrat!« – setzte die Frau lächelnd hinzu. Er ließ sich den Scherz gefallen, fuhr aber ganz ernsthaft fort.

»Du hältst Deinen Mann am Ende für einen Narren!«

»Nein, lieber Scheuermann! Aber für etwas zu ängstlich.«

»Zu ängstlich!« – rief er aus. »Kann man da zu ängstlich sein, wenn man solche Beweise in Händen hat, wie heute frühe wieder den Brief, den – wer weiß, welcher reumüthiger Galgenstrick an den Bürgermeister geschrieben hat.«

»So? In der That?« – sagte Frau Scheuermann ruhig. »Und was enthält dieser Brief!«

»Nun, immer die alte Geschichte!« – schrie ihr Eheherr ganz außer sich. »Wir sind verrathen und verkauft an Diebe, Gauner, Räuber!«

»Aber liebster Mann!«

»So! Du glaubst nicht daran? Du meinst noch immer, das seien lauter Hirngespinnste. Dann lies nur hier diesen furchtbaren Zeitungsartikel, den ich dir bisher verheimlicht habe, um dich zu schonen.«

Mit diesen Worten sprang er auf und eilte zu dem Schafte, wo die Zeitungen, welche er in keine andere Hände kommen ließ, in schönster Ordnung aufgeschichtet waren.

»Hier, hier lies!«

Frau Scheuermann schüttelte nun allerdings auch bedenklich den Kopf, als sie den bewußten Artikel gelesen hatte.

»Hast du mit Jemandem darüber gesprochen?« – fragte sie ihren Mann.

»Mit wem? Wozu? Die ganze Welt hat das gelesen!« – versetzte derselbe.

»Es ist aber stets gut, lieber Mann, wenn man von solchen Dingen mit andern spricht« – bemerkte die Hausfrau stets in beschwichtigendem Tone.

»Ich wollte dich schonen.«

»Von mir ist auch nicht die Rede.« – –

Das Mittagessen verstrich sehr einsylbig. Der Papa war unruhig, die Gemahlin hielt es für das klügste, zu schweigen, und Rike, welche seit dem Theaterabend noch immer in Ungnade beim Vater war, wagte nicht zu sprechen. Der kleine Franz trug daher, harmlos und ohne daß er es

selbst wußte, die Kosten der Unterhaltung, indem er von seiner Schule und von seinen Vögeln plauderte.

»Heute hat mir der Herr Caplan« – sagte er – »in der lateinischen Stunde eine merkwürdige Geschichte erzählt, Papa!«

»So, Franz! – Was war es denn?« – fragte Herr Scheuermann.

»Von einem Räuber« – sagte der Knabe.

Dem Hausherrn fing die Hand dermaßen zu zittern an, daß ihm der Teller unter der Gabel klirrte.

»Da hätte er dir auch was Gescheidteres sagen können« – sagte der Vater mit erstickter Stimme.

Die Mutter wollte den Knaben zum Schweigen bringen, und winkte ihm mit den Augen. Fränzchen aber bemerkte es nicht und schwatzte lustig weiter.

»Das war der böse Räuber Prokrustes« – sagte er. – »Er hatte zwei eiserne Betten, ein sehr langes und ein sehr kurzes: in das kurze legte er die großen Reisenden, welche er gefangen hatte, und hieb ihnen so viel an den Gliedern ab, bis sie hineinpaßten, in das lange Bett aber« –

»Punctum!« – rief der Hausherr, offenbar in großer Aufregung. Der Appetit war ihm bei dieser neuen Räubergeschichte vergangen. Er ließ den schmackhaften Kalbsbraten stehen und ging rasch hinaus in den Garten.

Aber auch dort sollte ihn sein Schicksal erreichen. Hans und Gregor kamen ihm mit wichtigen Mienen entgegen, um ihm zu eröffnen, daß Leute aus dem Dorf in diesen Tagen zu verschiedenen Malen in Wald und Feld den unheimlichen Gast, welcher den Herrn Provincialrath so sehr in Angst versetzte, gesehen hätten. Sogar im Dorfe in einer Schenke habe er sich gestern Abend gezeigt, und in aller Gemüthlichkeit eine Flasche Wein getrunken.

»Die Frechheit!« – sagte entrüstet der Öconom. – »Und noch immer keine Polizei! Keine Gendarmen! Nein! Morgen in aller Frühe requirire ich Militär. Wir leben in einem civilisirten Staate, und die erste Aufgabe eines solchen Staates ist es, seine Bürger vor Spitzbuben zu schützen. Das wird jeder Vernünftige eingestehen.«

»Wäre es vielleicht nicht gut, Herr« – sagte Gregor, der Schäfer, mit gedämpfter Stimme – »wenn man eine Kunst brauchte?«

»Was für eine Kunst?« – fuhr ihn der Hausherr an. »Gendarmen wären mir lieber.«

»Ei, ja doch!« – flüsterte der Schäfer, »wenn man den Räuberhauptmann – bannte. Mein Schwäher drüben über'm Wald auf der Schmiede versteht es.«

»Punctum!« – schrie Herr Scheuermann. »Abergläubischer Tölpel! Das fehlte mir gerade noch, daß ich Hexerei triebe!«

Und mit diesen Worten schritt Herr Scheuermann in unbeschreiblicher Stimmung in das Haus. Die gütige Natur erbarmte sich des Geplagten. Als Rike ihm zur gewohnten Zeit den altherkömmlichen Nachmittagskaffee brachte, war er fest im Lehnstuhl eingeschlummert, und die Tochter wagte es nicht, ihn im Schläfe zu stören. –

Aber ach! Es war nur eine kurze Frist der Ruhe. Das Verhängnis nahte Herrn Scheuermann unaufhaltsam, und ein Entrinnen war nicht mehr möglich.

Plötzlich fühlt er sich aus dem wohlthuenden Schlummer aufgerüttelt. Er fährt in die Höhe und sieht die lange Gestalt seines Großknechtes vor sich stehen.

»Herr!« – keuchte dieser. Denn er war athemlos vom Laufen.

»Was gibt's? Hans, bist du's?«

»Er kömmt!«

»Wer, Hans, wer?«

»Er selber!«

Und in hastiger Eile erzählte der Großknecht seinem immer bleicher werdenden Herrn, daß der Fremde, welchen er vor drei Tagen im Walde gesehen, im Dorfe in einer prächtigen Equipage angekommen und im rothen Löwen eingekehrt sei. Der Kutscher aber sage, daß der Herr auf das Hofgut herauskomme.

»Meine Pistolen!« – schrie Herr Scheuermann mit fürchterlicher Stimme, so daß Mutter und Tochter erschrocken aus dem Nebenzimmer kamen.

»Hier, Herr, hier!« Und Hans reichte ihm die blankgeputzten alten Dragonerpistolen.

»Hast du ihn selbst gesehen?« – fragte Herr Scheuermann wiederum in höchster Aufregung.

»Mit diesen beiden Augen, Herr! Er saß im rothen Löwen bei einer Flasche Extra und ließ sich's wohl munden.«

»Und das Signalement?«

»Trifft ganz zu, Herr! Feuerrothe Haare« –

»Perrücke, Hans, Perrücke!«

»Und was für eine Nase, Herr!«

»Goldene Brille und Uhrenkette?« – fragte der Öconom, indem er sich anstrengte, den Säbel umzuschnallen.

»Alles in Richtigkeit!«

Mutter und Tochter waren die sprachlosen Zuschauerinnen dieses sonderbaren Auftrittes. Schon wollte es Frau Scheuermann versuchen, ihren Mann zu beschwichtigen, obgleich sie über den inneren Zusammenhang der Sache nicht im Klaren war. Da sprang Hans plötzlich ans Fenster, riß es auf und schrie:

»Da kommt er schon gefahren!«

Frau Scheuermann und Rike eilten an das Fenster und sahen ein elegantes Cabriolet dem Hause nahen, in welchem ein dem Anscheine nach den höhern Ständen angehörender junger Mann saß. Was sogleich auch von der Ferne auffiel, war sein rothes Haar und seine große Nase.

Herr Scheuermann dagegen glich dem Helden Zriny in dem Augenblicke, wo er sich zum letzten Ausfall aus der Feste Sigeth anschickte.

»Hans voran!« – rief er seinem zögernden Großknechte zu. »Du postirst dich mit dem Schäfer und mit Philipp an die Haushüre.«

Unterdessen war der Wagen in den Hof gefahren und hielt vor der Treppe. Der Fremde, welcher etwas auffallend, aber gut gekleidet war, legte sein Plaid über den Arm, ergriff seinen Spazierstock und sprang aus dem Cabriolet. Rasch schritt er die Treppe hinauf zur Hausflur, wo das Triumvirat der Dienerschaft ihn erwartete. Der Hausherr aber war auf der Stiege, welche zum obern Stock führte, stehen geblieben.

»Kann ich die Ehre haben, den Herrn Provincialrath zu sprechen?« – fragte der lange rothhaarige Fremde höflich, aber mit sehr linkischen Geberden.

»Greift ihn!« – erscholl die Löwenstimme des Hausherrn von der Stiege herab. »Packt ihn!«

Das Triumvirat ließ sich das nicht zweimal sagen. Als sie den gefürchteten Gast so harmlos aus dem Wagen steigen und die Treppe heraufkommen sahen, hatten sie ihre Jagdflinten hinter sich gestellt. So konnten sie nunmehr um so leichter von ihren natürlichen Waffen Gebrauch machen. Ehe sich's der junge Mann mit den feuerrothen Haaren und der ungeheuern Nase versah, war er von sechs derben Fäusten gefaßt und sträubte sich vergeblich gegen deren gebieterische Übermacht.

»Was soll das heißen?« – schrie er, und sein rothes Gesicht wurde vor Zorn noch röther als seine Haare.

»Haltet ihn fest, Gregor, Philipp! – Hans binde ihn!« – tönte wiederum die furchtbare Stimme von der Stiege herab.

Die Diener schickten sich an, den Befehl zu vollziehen.

»Bin ich hier in ein Tollhaus geraten?« – rief der Fremde, und machte sich mit verzweifelter Anstrengung von seinen Peinigern los. Ich bin Caspar Kranich, der Sohn des Freundes des Herrn Scheuermann! Wo ist er?«

Zu gleicher Zeit hatte er sich über die Schwelle auf die Treppe zurückgezogen. Die Diener stutzten, als sie den ihnen bekannten Namen »Kranich« hörten.

Der Öconom auf der innern Stiege hatte es aber auch gehört.

»Frecher Schurke!« – rief er von seinem sichern Standorte herab. »Caspar Kranich kömmt erst im Spätherbst.«

»Sind Sie der Provincialrath Scheuermann?« – rief ihm der Fremde entgegen.

»Der bin ich.«

»Erlauben Sie mir« – versetzte der Fremde in großer Verlegenheit – »es ist ein Mißverständnis.«

»Was, Mißverständnis!« – höhnte der Hausherr, und schritt einige Stufen zu Hausflur herab, da ihm allmählig der Muth kam.

»Ich bin wirklich der Sohn Ihres Freundes!«

»Nein! Das sind Sie nicht« – rief ergrimmt Herr Scheuermann. »Sie sind der saubere Herr von Syllabus.«

»Verzeihen Sie, Herr Provincialrath!« – rief der Fremde fast kleinlaut.

»Schweigen sie, schamloser Mensch!« – donnerte ihm dieser entgegen. »Hans, Gregor, bindet ihn fest, damit der Gauner nicht entkomme. Marsch mit ihm in's Dorf zum Bürgermeister!«

»Kommt nur her, ihr Kerle!« – schrie nun wüthend der Rothhaarige, und geberdete sich wie ein angeschossener Eber. Er hatte seinen Stockdegen gezogen, und die blanke Klinge funkelte im Sonnenschein, so daß sich Herr Scheuermann wieder in die oberen Regionen der Stiege zurückzog. Die drei Diener griffen nun zu den Flinten, welche zwar zum Schießen unbrauchbar waren; aber noch stark genug, um den ungebeten Gast mit den Kolben zu bearbeiten. Dieser sprang die Treppe hinab und flüchtete sich zuerst hinter einige Fässer, welche der Hausherr zu dem bewußten Barrikadenbau an das Thor hatte schaffen lassen. Der Lärm wurde immer größer, und der Kutscher, welcher den wunderlichen Empfang vom Bock herab ganz verblüfft mit angesehen hatte, war plötzlich seiner Pferde nicht mehr mächtig. Das Schreien und die Kolbenschläge, deren manche auf die Fässer fielen, machten sie scheu, und sie rannten wild im weiten Kreise durch den Hof. Die Lebensgefahr, in welcher der Kutscher schwebte, lenkte die Aufmerksamkeit der drei Angreifenden für einen Augenblick von dem unglücklichen Herrn von Syllabus ab, welcher die gute Gelegenheit benutzte, um durch das Pfortchen neben dem Thore auf die Landstraße zu entkommen. Fast zu gleicher Zeit hatte auch der gewandte Kutscher das Cabriolet durch das Thor herausgelenkt und ließ nun die schnaubenden Thiere die Straße entlang sprengen.

Nun aber setzten die Verfolger ihrem Räuberhauptmann wieder nach, welcher, als er sie folgen sah, sofort Fersengeld gab, und, langbeinig wie er war, einen ziemlichen Vorsprung gewann. Herr Scheuermann

leitete vom Fenster aus diesen Fortgang der militärischen Bewegung, während seine Frau auf dem Sopha weinend die Hände rang, und Friederike, welcher das Ganze wie ein böser Traum vorkam, stumm ergeben neben ihr saß.

Alles Gesinde des Hofgutes war unterdessen herbeigelaufen, und von den benachbarten Feldern setzten sich die Arbeiter in Bewegung. So wäre für den rothhaarigen langen Jüngling, welcher verzweiflungsvoll davon lief, doch kein Entkommen möglich gewesen. Zum Überdruße kam jetzt auch noch der Bürgermeister mit dem Nachtwächter und dem Büttel, welchen sich eine muthige Schaar Freiwilliger angeschlossen hatte, von dem Dorfe her. So sah sich der ermattete Flüchtling zwischen zwei weit überlegene Armeecorps eingeklemmt, wie Napoleon III. bei Sedan. Er wollte zwar noch einmal von seinem Stockdegen Gebrauch machen, aber der Nachtwächter fing die Klinge mit seinem handfesten Spieße auf und schleuderte sie weit in das Feld hinein. Sofort nahm der Bürgermeister die Amtsmiene an, und erklärte den Entwaffneten für verhaftet. Vor Wuth knirschend, mußte sich dieser von dem Büttel die Hände fesseln lassen.

Unverweilt führte man den Arrestanten die Landstraße weiter nach der Residenz. Denn der Bürgermeister hielt es für gerathen, so bald als möglich sich des gefährlichen Subjectes zu entledigen, und dasselbe den Gerichten in der Hauptstadt auszuliefern.

Als der Criminaltransport nach zwei Stunden etwa der Stadt sich näherte, saßen an einem der beliebtesten Belustigungsorte vor dem Thore der Residenz zwei junge Männer beim Kaffee in einer Laube, welche die Aussicht nach der Landstraße bot. Der arme Schelm wankte bestaubt und todesmüde in seinen Handschellen daher, ein klägliches Jammerbild; der Büttel des Dorfes schritt mit unerbittlicher Feierlichkeit neben ihm, die leibhaftige Gerechtigkeit.

»Sieh nur! Hier kömmt dein Herr von Syllabus« – sagte lachend der eine Kaffeetrinker, und lachte.

»Nun!« – erwiderte der andere. »Die richtige Straße vom Hofgute des Herrn Provincialrathes wäre es schon. Übrigens sind die sechs Wochen noch lange nicht um, Freund!«

»Potz tausend!« – rief plötzlich der Erstere wieder, als die Justiz mit dem Gefangenen näher gekommen war. – »Ist denn das nicht der junge reiche Laffe, welcher seit einigen Wochen den Champagner in der Residenz vertheuert?«

»Alle Wetter! Er ist es wirklich!«

»Das gibt ja eine prächtige Neuigkeit für das Journal« – sagte der Andere wieder. »Da muß ich mich bei der hohen Polizei selber instruiren.« Daher eilte er auf die Straße hinaus, und schloß sich dem Büttel an. Der Zurückgebliebene sah dann, wie er auch mit dem Verhafteten redete.

Endlich kam er eilends zurück. Als er in die Laube trat, brach er in schallendes Gelächter aus.

»Du hast die Wette gewonnen ohne Prügeljunge. Das war der Herr von Syllabus.«

## Der Syllabus.

Der Husarenoffizier und der Journalist – denn das waren die beiden Herren in der Laube – verweilten nicht mehr lange. Ihr Gespräch schien ziemlich ernsthaft geworden zu sein; nur manchmal konnte der Eine oder der Andere sich erneuerten Lachens nicht enthalten, in welches dann der Freund einstimnte. Übrigens wollte der Offizier noch immer nicht recht glauben, daß man den Herrn von Syllabus richtig auf dem Scheuermann'schen Hofgute abgefaßt habe. Wiewohl er nur zu gut wußte, mit welcher kecken List er den Streich vorbereitet hatte, so war es ihm doch unangenehm, daß ein dritter Unschuldiger darunter leiden sollte. Hätte er freilich geahnt, daß der junge Kranich durchaus nicht unschuldig büße, so würde er die Sache wohl leichter genommen haben. Aber dieses blieb nicht nur für jetzt, sondern auch später ein Geheimniß der Familie Kranich.

Name und Wohnort des Öconomen, welcher damals das verhängnißvolle Gabelfrühstück in der Restauration einnahm, waren sehr leicht auszukundschaften. Die beiden Freunde hatten ja von dem

Gaste selbst erfahren, daß er in der nächsten Umgegend der Residenz ansässig sei. Es währte daher nicht lange, und der junge Offizier hatte schon seinen Namen kennen gelernt und hinreichende Studien über die Familie Scheuermann gemacht. Er richtete zu diesem Zwecke manchen seiner Spazierritte nach dem Dorfe, und sah sich bei Gelegenheit in Civilkleidern auch einmal das Hofgut selber an. Das war ihm bald klar geworden, daß, vorausgesetzt, die abenteuerliche Wette könne gelingen, kein besserer Held als Herr Öconom Scheuermann aufzutreiben war.

Vor allem machte er sich einen angenehmen Zeitvertreib daraus, alle Criminalfälle, welche in der Residenz und deren Umgebung vorfielen, mit etwas stark aufgetragenen Farben in den Blättern erscheinen zu lassen, von welchen er wußte, daß sie von dem Öconomen gelesen wurden. Natürlich war er aber nicht allein der Absender des anonymen Briefes an den Bürgermeister, sondern auch schon vorher der Verfasser jener furchtbaren Räubergeschichte in der Zeitung. Da diese förmliche Erdichtung war, so bediente sich der kecke Soldat eines Auskunftsmittels, welches in unsern Tagen, wie man hört, nicht selten angewendet wird, nicht allein zu Privatgeschäften, sondern auch zu Staatsactionen. Er ließ nämlich die Schauergeschichte nur in ein einziges Exemplar des Journales seines Freundes drucken, und zwar in jenes, welches der Bote des Herrn Scheuermann empfing, der täglich auf der Expedition des Blattes erschien, um die neueste Nummer abzuholen. Der Journalist protestierte zwar gegen einen solchen Mißbrauch; aber der Offizier erinnerte ihn an die Bedingungen der Wette, und bestand auf seinem Rechte.

»Weißt du auch« – sagte der Journalist, »daß du hier die schlimme Jesuitenmaxime praktisch verwerthest: Der Zweck heiligt die Mittel.«

»Ich weiß aber auch« – versetzte der Offizier, »daß die Jesuiten diesen Grundsatz nie und nimmer angewendet haben, wohl aber ihre Feinde und Verläumder.«

»Darüber werden wir vor der Hand nicht ganz einig« – sagte der Journalist.

»Das weiß ich, Theuerster!« – entgegnete der Offizier. »Es gibt nichts Stärkeres und Zäheres als das Vorurtheil!«

»Wer hätte denn keine?«

»Sicherlich!« – sagte der Offizier. »Aber wir haben auch die Pflicht, selbst sie abzulegen und an andern sie zu bekämpfen.«

»Und diese Rolle des Drachentödters Sanct Georg hast du mir gegenüber übernommen?«

»Freilich, lieber Karl!« – rief der Offizier und seine Augen strahlten. »Und da ich sehe, daß ich den Drachen des Vorurtheils gegen die Jesuiten jetzt dir noch nicht vom Halse schaffen kann, so versuche ich es in meiner Wette mit einem andern gräulichen Lindwurm.«

»Und der wäre?« –

»Der Lindwurm der Bildung unsers aufgeklärten Jahrhunderts!« – sprach der Offizier mit launigem Pathos. »Ich halte diese Bildung zu nicht geringem Theile für einen riesenhaften Humbug. Du sollst es an unserm Öconomen erleben, wenn er den gefürchteten Rinaldo Rinaldini Deutschlands, den Gaunerbaron von Syllabus vor das Polizeiamt ausliefert. Ist dieses Ungeheuer glücklich erlegt, so wird es mir mit dem Jesuitendrachen um so leichter werden.«

»So leicht wird dir das nicht gelingen« – sagte der Journalist.

»Gut! Aber die Wette besteht.« –

Dem Husaren selbst aber schien es keine ganz glatte Aufgabe, die Wette zu gewinnen. Namentlich war es eine Schwierigkeit, wem die Rolle des Herrn von Syllabus übertragen werden sollte. Er dachte zuerst an seinen Reitknecht; aber dann hatte er doch Mitleiden mit dessen ehrlicher Haut, welche wenigstens ihren Püffen nicht entgehen würde. Vielleicht wäre auch unter den Schauspielern niedern Ranges am Hoftheater ein Buffo zu finden gewesen, welcher mit einem gewissen künstlerischen Bewußtsein die Rolle durchgeführt hätte. Endlich aber blieb er bei dem so practischen Institute der Dienstmansschaft der Residenz stehen. Zweifelsohne könnte ein Dienstmann gefunden werden, welcher die Sache ganz geschäftlich auffaßte, und sich bei gehörig gesteigertem Lohne auch einmal als Arrestant auf die Polizei transportiren ließ.

Gerade am nächsten Tage wollte der Offizier abermals einen Ritt hinaus in's Dorf, und wo möglich auf das Hofgut unternehmen, um sich zu versichern, ob die Sache reif sei. Da hatte der blinde Zufall oder viel-

mehr die strafende Nemesis dem jungen Herrn Kranich die Heldenrolle in der Tragikomödie überwiesen. Um sich völlige Gewißheit zu verschaffen, ritt er noch am Abend hinaus. Beim Bürgermeister des Dorfes erfuhr er, daß er freilich die Wette gewonnen habe.

Am nächsten Morgen hielt er es für seine erste Pflicht, auf das Polizeiamt zu eilen, und, wenn nöthig, das Mißverständnis beseitigen zu helfen. Zu seiner großen Beruhigung erfuhr er jedoch, daß Caspar Kranich schon gestern Abend in Freiheit gesetzt worden sei. Er ließ sich den Gasthof nennen, wo derselbe abgestiegen war. Dort aber vernahm er, daß der Herr heute schon mit dem Frühzug abgereist sei.

»Die Wette hast du gewonnen« – sagte lachend der Journalist zu seinem Freunde. »Aber der eigentliche Erfolg scheint mir kein besonderer. Erstens: Gewissensbisse, wie du nicht leugnen kannst; zweitens: sehr geringe Belehrung deines antisyllabistischen Freundes.«

»Das Zweite leugne ich« – erwiderte der Husarenoffizier – »und gebe mich in diesem Punkte den größten Hoffnungen hin. Denn du hast Kopf und nebenbei auch ein Herz. Wo die beiden zusammen kommen, ist die Wahrheit stets Siegerin – früher oder später. Was aber Numero Eins betrifft, so gestehe ich es ehrlich zu. Sei deßhalb so gut, und schicke die hundert Ducaten den barmherzigen Schwestern für ihre Armen.« – –

Caspar Kranich saß mit geschwellenen Händen und Beulen am ganzen Körper im Eisenbahnzuge, um nach Hause zu kommen. Er kochte vor Wuth und Ingrimm, und wußte nicht, wie er sich Genugthuung verschaffen sollte. Daß er nicht ganz ohne Schuld am Ausgang seines Abenteuers sei, wollte er sich nicht eingestehen. Und dennoch war sein und seines Vaters geplante Überlistung der Familie Scheuermann ein viel größeres Unrecht, als ihm gestern von dem alten Freunde seines Vaters geschehen war. Er hatte sehr lustige Tage in der Residenz verlebt, und bald einen Ausflug nach dem Landsitze des Herrn Scheuermann, aber im strengsten Incognito, unternommen. Das Glück war ihm günstig und gleich beim ersten Versuch konnte er der Tochter des Hauses ansichtig werden. Er war im Dorfe eingekehrt, und sah eine junge Dame aus der Kirche gehen, deren Erscheinung ihn sofort fesselte. Es war Friederike, wie ihm die Wirthsleute sagten. Schon am folgenden Tage sah er sie

dann zu seiner größten Freude im Theater, wo er nicht weit von ihr einen Logensitz hatte. Als sie so rasch ihren Platz verließ, war er ihr unwillkürlich nachgeeilt, und sah sie in die Thüre des ihm unbekanntes Hauses verschwinden. Dieser Abend hatte über sein Herz entschieden, von dessen Dasein er bis jetzt eigentlich noch keine rechte Kenntniß gehabt hatte. Der geheime Wunsch des alten Herrn Kranichs war zu eitel Wasser geworden. Des nächsten Morgens in aller Frühe machte er die einsame Landparthie in den Wald seines zukünftigen Schwiegerpapas, wo er mit Hans, dem Großknechte, zusammenstieß. Das Glück, welches ihm die ersten Tage gelächelt, war ihm jetzt minder hold; er sah Friederike nicht mehr, obwohl er wiederholt hinausging. Das versetzte ihn in wenig Tagen in eine große Ungeduld. Er wollte die Sache fertig machen, und fuhr an jenem Unglücksnachmittage in der Absicht nach dem Hofgute, sofort um die Tochter anzuhalten. Daß er einen Korb erhalten könne, besorgte der reiche Erbe durchaus nicht. Er war ja schon der Einstimmung der Eltern gewiß, und sann nur über die Ausrede nach, womit er sein frühes Erscheinen begründen könne. Sie war bald gefunden: er wollte sagen, daß die Geschäfte bezüglich der Erbschaft erst im Winter abgethan werden sollten, und daß ihn das Verlangen nach seiner liebenswürdigen Braut so schnell herbeigeführt habe. Vor Allem verließ er sich auf den Effect, welche die allerdings bedeutende Erbschaftsziffer auf die Familie Scheuermann machen würde.

So setzte er sich denn als siegesgewisser Brautwerber in das Cabriolet, – um zu Fuße als Arrestant in die Residenz zurückzukehren. Daß sich auf der Polizei das Mißverständnis sofort aufklärte, war natürlich. Caspar aber hatte das Residenzleben und die Brautwerbung satt, und fuhr im Courierzuge nach Hause.

Vater Kranich war furchtbar aufgebracht, als er den Sohn solchergestalt zurückkehren sah. Daß die ganze Sache ein Irrtum gewesen, war klar. Der Alte verheimlichte sich auch nicht die Schuld, welche er an der Geschichte eigentlich trug, wenn er auch nicht für nöthig fand, über diesen Punkt mit seinem Sohn zu reden. Nachdem der erste Zorn verrauchet war, glaubte er aber aus der fatalen Geschichte so viel Nutzen als möglich ziehen zu müssen. Vor allem lag ihm daran, daß das Hei-

rathsproject, welches nicht mehr nach seinem Geschmacke gewesen war, jetzt und für immer vollständig beseitigt werde. Der Brief, welchen er deßwegen an seinen alten Freund schrieb, war ein Muster von klassischer Grobheit. Im Augenblick wußte Herr Scheuermann auch nicht, was er erwidern sollte. Aber später bat er brieflich um Verzeihung, und der alte Kranich erwiderte fast launig, indem er die Hochzeit seines Sohnes mit einer steinreichen, kinderlosen Wittwe anzeigte.

Unserm Öconom war es freilich an jenem Nachmittage, als der vermeintliche Gauner und Räuber in die Residenz geführt war, nicht sonderlich wohl zu Muthe; er konnte sich über den Grund selber keine genügende Aufklärung geben. Seine Frau war so angegriffen, daß sie fast ernstlich krank wurde. Sie hatte so viele Bedenken über die ganze Geschichte, daß es dem Egeherrn selber allgemach unheimlich wurde. Als sodann am nächsten Tage der Bürgermeister todtenbleich die Nachricht brachte, daß der Arrestant auf freien Fuß gesetzt sei, war der Herr Provincialrath einer Ohnmacht nahe. Der Brief vom alten Kranich vollendete die Niederlage. Einige Zeit ging Herr Scheuermann mit dem Gedanken um, seiner angegriffenen Gesundheit wegen noch im Herbst in's Bad zu reisen, und seine Frau war vollkommen damit einverstanden. Der eigentliche Grund war aber, weil er, wie früher die Räuber, so jetzt die Geschichte fürchtete. Aber es blieb Alles still. Herr Scheuermann hatte das niemand anders zu verdanken, als dem Husaren, welcher ihm den Streich gespielt hatte, und nun bei seinen Freunden in der Magistratur Alles aufbot, damit man die Sache fallen lasse. Das geschah auch. Und da nach einigen Wochen noch immer kein Gerichtsbote sich auf dem Hofgute zeigte, wenn auch der Hausherr stundenlang am Fenster saß, und die Landstraße hinabspähte, so wurde das Project der herbstlichen Badereise stillschweigend wieder aufgegeben.

Rike wurde in der ganzen Sache nicht klar. Ihr reines Herz schlug so muthig, daß sie die Furcht des Vaters nicht begreifen konnte. Den Brief des alten Herrn Kranichs theilte jener nur der Mutter mit. Eine andere Frage beschäftigte auch Friederike um so ernster, je weniger sie mit derselben in's Reine kommen konnte. Plötzlich brach sie eines Nachmittags,

nachdem sie lange sinnend in ihrer Stube gesessen, auf und eilte in's Dorf zum Pfarrhofs.

Der alte greise Herr im Silberhaare, welcher sie getauft hatte, empfing sie freundlich, wie immer.

»Ich habe eine Frage, Hochwürden, und Sie müssen so gut sein, sie mir zu beantworten« – sagte Friederike.

»Wenn ich kann, gewiß, mein Kind!« – versetzte lächelnd der Greis.

Rike setzte in aller Einfachheit die Geschichte ihres Theaterabends auseinander, während der Pfarrer aufmerksam zuhörte. Nachdem sie geendet hatte, frug sie:

»Nun möchte ich wissen, ob ich gefehlt habe, oder wie ich hätte handeln sollen.«

»Das Beste wäre gewesen, nicht hinzugehen« – sagte der Pfarrer. »Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um.« –

»Da ich nun einmal zu schwach war, nein zu sagen und zu Hause zu bleiben,« – versetzte Rike – »was war zu thun? – Sollte ich alle diese Dinge mit ansehen, sollte ich mich so herabwürdigen, das, was mir das Erhabenste ist, in solcher Weise verläumdet und verhöhnt zu sehen?« –

Das Gesicht des Mädchens hatte sich geröthet, in seinen Augen glänzten Thränen.

»Ich tadle nicht, was du gethan hast, meine Tochter« – entgegnete der Greis. »Aber du siehst, wie mißlich unsere Lage werden kann, wenn wir zu rechten Zeit nicht klug genug gewesen sind.« –

»Nun bin ich schon darüber beruhigt. Aber« –

Rike stockte.

»Aber?« –

»Ich hätte eigentlich noch eine Frage, die Hauptfrage, weswegen ich kam« – sagte Rike, und Purpur übergroß ihr Antlitz und sofort stürzte ein Thränenstrom aus ihren Augen.

Der Greis ließ sie niedersetzen und beruhigte sie. Friederike vertraute dann mit manchmal stockender Stimme dem greisen Priester das Geheimnis ihres Herzens an. Gegen die Wahl wußte er nichts einzuwenden.

»Und hier, mein Vater« – fügte sie nach einer Pause hinzu – »hier sagen Sie mir, ob ich Recht thue, es den Eltern zu verheimlichen.«

»Gewiß nicht – mein Kind!«

»Aber wie brächt' ich's über die Lippen vor dem Vater, und« – setzte sie leise hinzu – »noch mehr vor der Mutter?«

»Deine Mutter ist eine verständige Frau, die ihre Kinder treu und herzlich liebt. Geh', mein Kind, und vertrau' dein Herz der Mutter!« –

»Danke!« – rief Rike, küßte dem Greise die Hand und ging.

Als Rike in den nächsten Tagen mit ihrer Mutter darüber sprach, fand sie dieselbe ernst, aber durchaus nicht, wie sie gefürchtet hatte, ihrer Wahl abgeneigt.

»Die Sache will überlegt sein, mein Kind« – sagte sie. »Ich will mit dem Vater sprechen. Es ist aber gut, daß du offen mit mir gesprochen hast.« –

Im Herzen dachte Frau Scheuermann an den jungen Kranich, welchen sie freilich in keinem glücklichen Augenblick persönlich kennen gelernt hatte. Aber wenn sie ihn, und das, was sie inzwischen aus der Residenz von seinem Auftreten gehört hatte, mit Theobald Hartwig und seinem männlichen Wesen verglich, so mußte sie sich beschämt eingestehen, daß die Tochter besser gewählt habe, als die Eltern.

Als dann nach Verlauf von einem Jahre der junge Hartwig sich als zweiter Director einer vielversprechenden neuen Eisenbahn auf dem Hofgute vorstellen konnte, wurde er mit Freude und Liebe als Sohn der Familie aufgenommen. – –

Vater Scheuermann wurde in den nächsten Monaten sehr einsylbig. Er las wenig Zeitungen mehr, und wenn er sonst oft von den Kammern im Majestätsplural gesprochen hatte: *W i r* debattirten, *W i r* referirten, *W i r* protestirten – so hörte man jetzt nichts mehr der Art von ihm. Er hatte dabei eine dunkle Ahnung, daß man ihn in der Räubergeschichte hintergangen habe; aber die Fäden des Netzes, in welchen er als arme Fliege hangen geblieben war, konnte er nicht entwirren. Seine Frau sah ihn oft stundenlang in tiefen Gedanken sitzen. Aber das Resultat seiner Grübeleien war stets dasselbe.

»Punctum!« – sprach er zuletzt und klopfte etwas ungestüm auf die goldene Dose.

Dagegen kehrte er zu einer Lieblingsgewohnheit zurück, welcher er, solange er auf hoher politischer See steuerte, fast ganz untreu geworden war. Er wohnte wieder gern den Unterrichtsstunden seines kleinen Franz bei. Er hielt das auf der einen Seite für Pflicht, auf der anderen unterhielt ihn die Wißbegier des regsamen Lateinschülers.

An einem stillen Novembertage saß er wiederum im Lehnstuhl am Ofen, während der junge Caplan mit seinem Schüler heute Religion vornahm.

»Was ist also der Syllabus?« – fragte der Caplan eben den fleißigen Zögling. – »Weißt du es noch?« –

Herr Scheuermann horchte hoch auf.

»Syllabus« – sagte der Knabe in hohem Tone her – »ist eigentlich ein griechisches Wort und heißt: Verzeichnis. Heut zu Tage versteht man aber unter Syllabus vornehmlich das Verzeichnis der Hauptirrhümer und falschen Lehren unserer Zeit, welche Papst Pius IX. mit seinem Apostolischen Schreiben vom 8. Dezember 1864 hat veröffentlichen lassen.«

Herr Scheuermann seufzte leise. Es war ihm abermals ein Licht aufgegangen.

## „Riesenhafter Humbug“. Der Krimi als troyanisches Pferd

Wer googelt, gewinnt nicht immer. Bei Benno Bronners „Der Herr von Syllabus“ beeinträchtigt das Wissen um die wahre Identität des Verfassers und seines kryptischen Titelhelden den Lesespaß doch ein wenig, denn nur hier finden wir jenes Spannungs- und Überraschungsmoment, das einem „Krimi“ zu eigen sein sollte.

Nur: Diese „Criminalnovelle“ ist eben keine Criminalnovelle. Die Parodie einer solchen, das offensichtlich, aber eine Parodie nicht des munteren Scherzes willen. Es steckt mehr dahinter, Wichtigeres. Was es ist, erfahren wir erst, wenn wir wissen, wer sie denn waren, Herr Bronner und Herr Syllabus.

Benno Bronner, das ist Wilhelm Molitor. Am 24. August 1819 im rheinland-pfälzischen Zweibrücken geboren, nach Studien der Philosophie und der Jurisprudenz zunächst in entsprechenden öffentlichen Ämtern tätig, dann, ab 1849, Theologiestudium in Bonn, 1851 zum Priester geweiht. Der etwas spät Berufene macht rasch Karriere. Noch im gleichen Jahr wird er Sekretär des Speyerer Bischofs Weis, 1857 dortselbst Domkapitular. 1868 ruft ihn Papst Pius IX nach Rom, wo es das 1. Vatikanische Konzil vorzubereiten gilt. 1875-77 wirkt er als Mitglied des Bayrischen Landtags, gründet die noch heute existierende Zeitung „Rheinpfalz“ sowie den „Pfälzischen Pressverein“ und die „Katholische Vereinsdruckerei“. Seine strenge Papst- und Romgläubigkeit ist selbst der bayrischen Landesregierung suspekt und verhindert wohl, dass Molitor als Bischof von Speyer sein Leben am 11. Januar 1880 beschließen kann.

Ein dichtender Priester, schon früh als Lyriker und Dramatiker hervorgetreten, später auch als Prosaautor, zumeist unter seinem Geburtsnamen, gelegentlich jedoch als „Benno Bronner“, so nicht nur bei der hier vorliegenden „Criminalnovelle“ aus dem Jahr 1873, sondern

auch „Den Memoiren eines Tottenkopfes“ (1875), einem phantastisch-scurrilen Werk um Geheimbünde, Weissagungen und andere merkwürdige Dinge. Die obligatorische Produktion theologischer, juristischer und literaturkritischer Werke sei der Vollständigkeit halber erwähnt.

Und der Herr von Syllabus? Mit dem macht uns der kleine Franz, Herr Scheuermanns Sohn, im vorletzten Abschnitt des Buches bekannt:

*»Syllabus« – sagte der Knabe in hohem Tone her – »ist eigentlich ein griechisches Wort und heißt: Verzeichnis. Heut zu Tage versteht man aber unter Syllabus vornehmlich das Verzeichnis der Hauptirrhümer und falschen Lehren unserer Zeit, welche Papst Pius IX. mit seinem Apostolischen Schreiben vom 8. Dezember 1864 hat veröffentlichten lassen.«*

In diesem „Syllabus errorum“ fasst Pius IX in 80 Sätzen die markantesten Thesen des „Irrglaubens“ zusammen und ächtet Pantheismus und Laizismus, das Rechtsprimat des Staates, Rationalismus, Kommunismus, Liberalismus etc. Die Liste ist lang, aber im Mittelpunkt steht jenes „aufgeklärte 19. Jahrhundert“, das immer mehr vom rechten Glauben abzufallen droht und den neuen Götzen der Industrialisierung und Ideologien nachjagt. „Der Herr Syllabus“ ist also ein „Syllabus“ mit anderen Mitteln, eine Reaktion auf die Moderne und zugleich Werbung für das päpstliche Dekret. Nur: Warum ausgerechnet als „Criminalnovelle“?

Worauf Molitor / Bronner abzielt, wird schon ganz zu Anfang seiner Erzählung deutlich.

*So sehr sich die Tochter sträubte, die »Gartenlaube« zu lesen, so unbeugsam bestand der gute Vater auf dem Abonnement. Er hatte für solche Dinge seine eigenen Autoritäten, von welchen er nicht leicht abzubringen war. Sein verehrter Nachbar, der*

*Hüttenwerkbesitzer Hähnchen hatte ihn darüber in's Klare gesetzt, daß die »Gartenlaube« zum Gradmesser der Cultur eines gebildeten Hauses des neunzehnten Jahrhunderts gehöre; und Papa Scheuermann wollte durchaus diese Bildung in seinen vier Wänden haben.*

Familienzeitschriften hatten seit der Mitte des Jahrhunderts die Funktion eines, wie man heute sagen würde, „Leitmediums“ übernommen, an ihrer Spitze „die Gartenlaube“. Neben allerhand Nützlichem und Wissenswertem verbreitete sie aber auch unterhaltsame Geschichten, Novellen und Fortsetzungsromane, Räuber- und Liebesgeschichten, Schauermärchen und – Krimis. Der sicher bedeutendste Beiträger zu letzteren war Jodokus Donatus Hubertus Temme, doch auch die berühmte Eugenie Marlitt kann mit einiger Großzügigkeit zum Genre gerechnet werden, selbst Fontanes „Unterm Birnbaum“, Musterexemplar der klassischen, weil von der Literaturwissenschaft für hochstehend befundenen Kriminalnovelle wurde in der „Gartenlaube“ erstveröffentlicht.

Das Kriminelle geriet also stellvertretend für die ganze Richtung, die ihm nicht passte, in Molitors Visier. Zu fortschrittsgläubig, zu sehr auf profane Unterhaltung abgestellt, zu wenig von jener natürlichen Frömmigkeit war in solchen Publikationen zu finden. Sie verdarben die Menschen, die sie lasen, Menschen, die doch eigentlich gut waren, wie unser Ökonom Blasius Scheuermann.

Doch damit ist das Hauptangriffsziel Molitors noch nicht genannt, es ist nämlich ein anderes. Und wir begegnen ihm sogar noch früher im Text als der „Gartenlaube“:

*»Nun, Rike, davon verstehst du nichts« – versetzte die Mutter im Tone der Autorität und Erfahrung. »In Geldsachen kann man nicht alle Tage Glück haben. Die neue Creditbank trägt ihre guten Zinsen,*

*und die zwanzig Procente von der Seidenspinnerei sind auch nicht zu verachten.«*

*»Aber die armen Arbeiter sind zu bedauern« – sagte die Tochter vor sich hin und seufzte.*

*»Rike sei mir nur nicht zu weichherzig und gleich so gerührt über fremdes Schicksal« – mahnte die Mama in ernstem Tone, aber ganz gut gemeint. »Wo kömmt du damit hin? Mach' es wie deine Mutter! Jeder Mensch braucht seine Rührung. Wenn ich sie nöthig habe, lese ich etwas Trauriges oder Entsetzliches. Du hast ja die »Gartenlaube,« die dein guter Vater für deine Ausbildung hält.«*

Es ist der mit dem Industriezeitalter herangereifte Kapitalismus, dem Molitor in „Herr von Syllabus“ den Kampf ansagt. Er bringt nicht nur soziale Verelendung, sondern steht auch für den Positivismus, die Technikanbetung, den Menschen als Wirtschaftsfaktor, die im Christentum als Nächstenliebe hochgeschätzte „Rührung“, die zum wohlfeilen Element einer künstlichen, durchrationalisierten Gesellschaft geworden ist. Die „Gartenlaube“ mit ihren Abenteuer- und Kriminalgeschichten als Helfershelferin der neuen, gottfernen Zeiten also, Transportmittel auch der neuen, liberalen Ansichten.

Während der Ökonom Scheuermann nur ein Verführter ist, den man auf den rechten Weg zurückbringen kann, scheint bei seinen Nachbarn, dem Industriellen Hähnchen samt Frau, jegliche Bemühen umsonst. Sie sind halbgebildet, dünkelhaft, Sklaven der modernen Ansichten. Dabei gelingt es Molitor bei allem Parodistischen durchaus, sehr genaue Einblicke in die geistige Befindlichkeit der neuen Herren zu gewähren:

*»Ha!« – rief der Eisenwerkbesitzer immer donnernder. –  
»Laßt sie nur heranflattern diese dunklen Nachtvögel, diese schwarzen Verbündeten der rothen Internationale, laßt sie nur hinausschleudern ihre Bannbullen und Unfehlbarkeiten! Laßt sie nur kommen mit diesem Scheusal von Syllabus – sie werden ihrem Lohn nicht entgehen.«*

Der Vatikan als Kampfgenosse des Kommunismus – das hat schon was.  
Und später heißt es dann:

*»Ja, ja, die Streiche, die Streiche!« – rief Herr Scheuermann aus.*

*»Die strikes« – verbesserte Herr Hähnchen – »ein englisches Wort. – Meinen Sie, daß ich mir dieselben gefallen lassen würde?« –*

*»Aber was wollen Sie machen?« – fragte Herr Scheuermann.*

*»Hier muß man vorbauen, Verehrtester!« – sagte der Eisenwerkbesitzer. – »Und ich rathe Ihnen dringend, in ähnlicher Weise zu verfahren, obwohl Sie als Öconom so glücklich sind, mit dem in der That scheußlichen Proletariate der Fabrikarbeiter nicht in Berührung zu kommen.«*

*»Nun, nun« – meinte der Landwirth – »Knechte und Tagelöhner sind auch Schlingel.«*

*»Aber kein solches Gesindel, wie die Fabrikbrut« – versetzte scharf Herr Hähnchen. »Man muß die gärende Masse mit Gewalt niederhalten, man muß den Lästermäulern das rechte Gebiß anlegen.«*

„Herr von Syllabus“ gerät so zu einem für unser heutiges Verständnis leicht irritierenden Frontalangriff gegen „das aufgeklärte Jahrhundert“ und seine Bildung (von der es einmal heißt, sie sei „riesenhafter Humbug“), gegen die Gottlosigkeit und ihre Hintermänner, die Kapitalisten. Als Idealbild wird uns Rike, des Ökonomen Töchterlein präsentiert: gottesfürchtig, mildtätig, von den Gebaren des Neuen angewidert, sittsam. Ein Rückfall in alte Zeiten mithin, als die Worte des Priesters noch etwas galten, die eines Papstes gar Gottes Gesetz verkörperten.

Mit „Herr von Syllabus“ hat Bronner nicht nur die wohl erste, höchst vergnüglich zu lesende Krimiparodie der Literatur verfasst. Er zeichnet uns auch ein authentisches Bild der Umbrüche jener Zeit, als „Schundliteratur“ noch als liberal und gefährlich eingestuft wurde,

Kapital und Freiheit und Sozialismus an einem Strang zu ziehen schienen. Jedenfalls in den Schreckensszenarien einer untergehenden Welt.

Dieter Paul Rudolph